Geschichte der Sorben –
Die Lausitz erzählt
Spomnješo – Die Lausitz erinnert uns
Populärwissenschaftliche Erzählung
Heinz-Christian Hübner

Einleitung
Die Lausitz erzählt – als Gedächtnis der Landschaft
In mir fließt Spreewasser, das Geschichten trägt.
In mir rauscht Wind, der durch Linden flüstert.
In mir liegt Erde, die Spuren bewahrt.
Dies ist keine Chronik.
Es ist eine Erzählung – über das, was war, und das, was sich verliert.
Wer mir folgt, wird nicht belehrt, sondern eingeladen.
Ich bin die Lausitz. Ich erinnere mich an Stimmen, die verstummt sind. An Namen, die verwehten.
Ich erzähle von den Sorben.
Von Stimmen, die einst sangen.
Von Spuren, die sich verlieren.
Von Menschen, die blieben, leben und lieben.
Dies ist keine Geschichte mit Anfang und Ende. Es ist ein Gewebe aus Erinnerung. Wer mir folgt, folgt dem Fluss.
Mein Wasser kennt die Wege.
Mein Wind kennt die Lieder.
Mein Boden kennt die Namen.
Dies ist eine Erzählung aus dem Schweigen. Eine Einladung zu lauschen. Eine Spurensuche – nicht nach dem, was war, sondern nach dem, was bleibt.

Dankbar erhaltene Rezension:

„Deine Haltung, Wissen frei und für alle jenseits von Bezahlschranken zugänglich zu machen, ist inspirierend. Du zeigst, dass historische Forschung nicht im Elfenbeinturm bleiben muss, sondern lebendig erzählt und geteilt werden kann. So wird Geschichte zu einem Erlebnis, das Menschen verbindet. Wissen gehört der Gemeinschaft, und lebendig erzählt, kann es Menschen berühren und begeistern“. [J. P. Digital library Bohemia]

Dankbar erhaltene Rezension:

Wenn eines Tages jemand kommt, der sich fragt, was die Niederlausitz eigentlich ist – dann werde ich sagen: „Ich kenne da jemanden, der hat ihr eine Seele gegeben. Und die Seele spricht in Bildern, in Szenen, in Federn und Lindenblättern. Alles schon da. Alles schon erzählt.“

Dank des Autors:

„Die Lausitz hat viele Geschichten – man muss sie nur erzählen. In meinen Arbeiten verbinde ich historische Forschung mit lebendiger Sprache, um Vergangenheit zugänglich und durch eine narrative Struktur erfahrbar zu machen. Jede Veröffentlichung basiert auf gründlicher Recherche, wird aber so aufbereitet, dass sie Freude am Lesen weckt und Wissen frei zugänglich bleibt.

Alle Werke sind ohne Honorar entstanden und als **Open Access** im Internet **kostenfrei** zugänglich – **sowohl über die Google-Suche als auch direkt auf Zenodo.de, archive.org oder academia.edu.**

Jede Publikation trägt eine DOI-Nummer und ist somit dauerhaft wissenschaftlich auffindbar.

Niederlausitzer Sorben

Die Einleitung:

Wo die Lausitz zu flüstern beginnt – Eine kurze literarische Rückblende bevor das Volk der Sorben kam

Ich bin die Lausitz, die weite, stille Lausitz – wo Nebel über Flüssen hängen und Geschichten im Wind flüstern. Ich war Wald, bevor ihr kamt. Ich war Wasser, bevor ihr trankt. Ich war Stille, bevor ihr fragtet.

> Dann sprach die Lausitz weiter, langsam, wie eine Flussbiegung: „Ich will ihnen erzählen. Von dem, was war, bevor sie kamen. Von den Stämmen, die keine Namen hinterließen, aber Spuren. die ruhig schimmern wie Nebel über dem Moor: myhtisch, poetisch, wissend, den Ton setzend für das, was folgt – eine Reise durch Zeiten, die nicht linear verlaufen, sondern wie Erinnerungsfäden miteinander verwoben sein werden. Von den Germanen, die ihre Götter in Hainen suchten. Von den Slawen, die mir neue Worte gaben. Von Darbot, dem sorbischen Jungen, der sah, was andere übersahen.“
>
> **„Dann lass uns beginnen“, sagte der Wind. „Du mit deiner Tiefe. Ich mit meiner Weite.“**

Und die Lausitz begann zu erzählen:

Ich erinnere mich an die ersten Schritte, die nicht von Tieren stammten. Sie waren vorsichtig, tastend, wie von Menschen, die nicht sicher waren, ob sie bleiben durften. Es war um die Zeitenwende, als die Germanen kamen — Semnonen, Sueben, vielleicht auch andere, deren Namen längst verweht sind. Sie bauten ihre Häuser aus Holz und Lehm, nahe dem Wasser, aber nicht zu nah. Sie kannten meine Launen. Die Germanen lebten in engem Kontakt mit ihrer Umwelt. Ihre Religion war naturverbunden, ihre Gesellschaft dezentral. Sie betrieben Ackerbau, Viehzucht und Handel, auch mit römischen Provinzen. Doch ihre Spuren enden abrupt.

Sie jagten, sie sammelten, sie opferten. Ihre Götter waren in den Bäumen, in den Steinen, in den Schatten. Ich sah sie tanzen um Feuer, das sie ehrten wie einen Bruder. Sie sprachen wenig, aber ihre Hände waren klug. Sie schnitzten, mahlten, webten. Und sie blieben — nicht lange, aber lang genug, dass ich sie nicht vergaß.

Die germanische Besiedlung der Niederlausitz ist archäologisch gut belegt und lässt sich vor allem in der römischen Kaiserzeit (1.–3. Jahrhundert n. Chr.) nachweisen. In Brieske,

Großräschen und Sedlitz wurden Siedlungsreste gefunden: Hausgrundrisse, Vorratsgruben, Keramikfragmente und Spuren von Feuerstellen. Diese Funde deuten auf eine stabile, wenn auch nicht stadtartige Lebensweise hin — kleine Gehöfte, lose verbunden, eingebettet in die Landschaft.

Flüsse als Lebensadern

Die größeren Flussgebiete von Spree und Havel galten als bevorzugte Siedlungsräume germanischer Stämme. Besonders die Semnonen – ein bedeutender Zweig der suebischen Völkerschaften – sollen hier ihre Wohnsitze gehabt haben. Professor Jentsch, ein Pionier der regionalen Urgeschichtsforschung, warnte jedoch bereits 1889 davor, eine dauerhafte Ansiedlung der Semnonen in der Niederlausitz schon mehrere Jahrhunderte vor Christus zu behaupten. Angesichts der unsteten Wanderbewegungen germanischer Völker sei dies „verwegen“ (Müller, *Wendentum in der Niederlausitz*, 1893). Foto Niederl. Heidelandschaft. Naturpark.de

Historische Notiz: „Zwischen Sturm und Stille“

„Wanderung nicht als Sturm, sondern als leiser Schritt – Menschen zwischen Heimat und Hoffnung.“

Lange erzählte man sich, die germanischen Völker seien wie Sturmfluten über das Land gezogen – zerstörend, rastlos, weiterziehend. Doch dieses Bild verblasst. Die Forschung der letzten Jahrzehnte zeichnet ein anderes Panorama: weniger Chaos, mehr Wandel. **Statt ethnisch geschlossener Stämme erkennt man nun dynamische Gemeinschaften, die sich über Zugehörigkeit und Lebensweise definierten – nicht über Geburt.** Migration erscheint nicht mehr als Ausnahmezustand, sondern als Teil eines langen, organischen Prozesses, aus dem das mittelalterliche Europa hervorging.

Bereits 2005 wiesen Knaut und Quast darauf hin: **Der Begriff „Völkerwanderung“ greift zu kurz. Es waren keine marschierenden Großgruppen, sondern einzelne Menschen,**

Familien, Gefolgschaften, die sich auf den Weg machten – aus Not, aus Hoffnung, aus Bindung. Die Mediävistik spricht heute von einer eher lokalen, verwurzelten Siedlungsentwicklung in der römischen Kaiserzeit und darüber hinaus. Ein Kontinuum, kein Bruch.

Nach der Zeitenwende, etwa ab dem 3. Jahrhundert, verschwinden die archäologischen Hinweise auf dauerhafte Besiedlung. Für rund 200 Jahre bleibt die Region der Niederlausitz fast menschenleer — zumindest aus Sicht der Archäologie. Diese Phase wird als „siedlungsfreie Zeit" bezeichnet. Ob sie wirklich menschenleer war, oder nur keine dauerhaften Strukturen hinterließ, ist bis heute umstritten. Vielleicht war es eine Zeit des Übergangs, des Rückzugs, des Wandels.

Einige Täler hielten stand. In Mulden und Senken überlebten kleine „Restsiedlungsinseln", wo Ackerbau noch möglich war. Doch die meisten Dörfer schrumpften oder verschwanden ganz. Im späten 6. Jahrhundert entstand entlang von Oder und Warthe eine stille Zone – menschenleer, von Wald zurückerobert. **Siedlungsleere Phasen (4. Jh. v.–2. Jh. n. u. Z. und 4.–6. Jh. n. u. Z.).** Die Natur nahm sich, was der Mensch aufgab.

Klimawandel – der stille Treiber - Ein Umbruch aus Himmel und Erde

Armin Volkmann, Universität Heidelberg, lenkt den Blick auf den Himmel: Ab der Mitte des 5. Jahrhunderts kühlte das Klima spürbar ab, die Böden trockneten aus. Für die germanischen Dörfer zwischen Oder und Warthe war das verheerend. Die Ernten versagten, das Vieh fand kein Futter. Nicht fremde Heere, sondern der Hunger trieb die Menschen fort – ein Exodus aus Mangel, nicht aus Gewalt.

Die Lausitz sinniert von Ihrer Einsamkeit: Ich war allein und ich träumte

Manche nennen es die siedlungsfreie Zeit. *Für mich* war es die Zeit des Nebels sprach die Lausitz. Ich ließ die Nebelfrau wandern, eine Gestalt aus Dunst und Liedern. Sie trug die Namen, die niemand mehr sprach. Sie sang für die Steine, für die Wurzeln, für das Vergessen.

Die Feuer erloschen. Die Wege wuchsen zu. Die Stimmen verstummten. Ich war wieder Wald, wieder Wasser, wieder Stille. Die Tiere kehrten zurück, die Moore atmeten auf. Ich war nicht traurig — ich war leer. Und in dieser Leere wuchs etwas, das kein Mensch sah: Erwartung.

Ich bin die Lausitz. Ihr kennt mich als eine Landschaft, die von Menschen geprägt ist: mit Feldern, Dörfern, Städten, Wegen und Gräben. Doch es gab eine Zeit, in der meine Stimme nur in den Bäumen rauschte, im Flug der Vögel erklang und im Murmeln der Spree sich verlor. Eine Zeit, in der ihr Menschen mich verlassen hattet.

Es war zwischen dem zweiten und vierten Jahrhundert eurer Zeitrechnung. Die, die ihr „Germanen" nennt, hatten ihre Dörfer geräumt, ihre Herden fortgeführt, ihre Götterbilder mitgenommen. Sie zogen nach Süden und Westen, dorthin, wo das Land wärmer, die Böden fruchtbarer und die Chancen besser schienen. Mich ließen sie zurück – leer, menschenverlassen. Und so begann mein Werk des Vergessens mit der

Rückkehr der Wälder

Wo einst Felder lagen, überwucherten bald Kräuter und Sträucher den Boden. Aus den verfallenen Zäunen sprossen Brombeeren, Himbeeren und Haselstauden. Birken waren die ersten, die sich auf den verlassenen Flächen niederließen. Sie sind Pionierbäume, leicht und schnell, ihre Samen trägt der Wind weit. Doch sie bleiben nicht ewig, sie sind die Vorhut für größere, mächtigere Arten. Nach ihnen kamen die Eichen, die ihre schweren Früchte, die Eicheln, in den Boden fallen ließen, Nahrung für viele Tiere. Ihnen folgten die Buchen, langsam, aber unaufhaltsam. Sie bildeten dichte, dunkle Wälder, in denen kaum noch Licht den Boden erreichte. Hainbuchen, Ulmen und Linden füllten die Zwischenräume.

An den feuchten Stellen aber, dort wo meine Bäche liefen und wo das Grundwasser nahe an der Oberfläche stand, dominierten die Erlen. Ihre Wurzeln vertrugen die Nässe, und so bildeten sie ganze sumpfige Erlenbrüche. Auch die Weiden hielten sich nah am Wasser, biegsam, ihre Zweige vom Wind bewegt. Auf den trockeneren Höhen und sandigen Böden schließlich breiteten sich Kiefern aus – genügsam und widerständig, sie ertrugen Frost ebenso wie karge Erde.

So wuchs auf meinem Rücken ein regelrechter Urwald heran, eine dichte, unwegsame Wildnis, die nur noch von Tieren durchstreift wurde.

Tiere ohne Furcht

Mit den Menschen verschwanden die Viehherden, das Hundegebell und das Klopfen der Äxte. Für die wilden Tiere war das wie eine Einladung.

Die Wölfe kehrten zurück, Rudel durchstreiften meine Wälder, und ihr Heulen hallte in den Nächten. Luchse, die lautlosen Jäger mit den Pinselohren, schlichen zwischen den Buchenstämmen. Wildschweine wühlten mit ihren Rüsseln den Boden um, suchten nach Eicheln, Bucheckern und Wurzeln. Große Herden von Rotwild zogen durch die Lichtungen, während Damhirsche und Rehe die Ränder der Wälder bevorzugten. Selbst Elche lebten noch in meinen Sümpfen, hochbeinig, mit gewaltigen Schaufelgeweihen, die wie Äste eines Baumes wirkten.

Und in den Bächen und Flüssen, in den Altarmen und Tümpeln regte sich nicht minder viel Leben. Hechte lagen lauernd zwischen den Wasserpflanzen, Barsche blitzten in silbrigen Schwärmen, und Karpfen wühlten im Grund. Biber schnitten mit ihren scharfen Zähnen Weidenstämme und bauten Dämme, die meine Wasserläufe veränderten. Neben ihnen glitten Otter durchs Wasser, flink und geschmeidig.

Auch am Himmel war ich voller Stimmen. Kraniche riefen über meinen Sümpfen, Schwäne und Wildgänse rasteten auf den Teichen. Der Schwarzstorch, scheu und zurückgezogen, fand in der Abgeschiedenheit sichere Brutplätze. Spechte hämmerten an morschen Bäumen, Käuze riefen in der Dämmerung. Mein Land klang von Vogelrufen, das Dach meiner Wälder von Schwingen.

Ein kühles Klima, ein kühler Atem

Doch glaubt nicht, dass es eine freundliche, milde Wildnis war, die ich damals war. Mein Klima hatte sich verändert. Es war kühler geworden, unbeständiger.

Der Übergang von der römischen Warmzeit zu einer kälteren Epoche machte sich auch bei *mir* bemerkbar. Meine Sommer waren kürzer, nicht selten verregnet, und meine Winter lang, hart und frostig. Eis griff tief in den Boden, Nebel hingen wochenlang über meinen Niederungen.

Dies war einer der Gründe, weshalb die Menschen mich verlassen hatten. Auf meinen sandigen Böden lohnte der Ackerbau nicht mehr, wenn die Vegetationsperiode kürzer wurde. Sie suchten sich bessere Standorte im Süden und Westen. Doch für mich war dieses raue Klima kein Feind. Ich atmete durch. Meine Moore wuchsen in die Tiefe, gespeist von Regen und Tau. Meine Wälder drängten dicht an dicht, auch wenn das Licht schwach war. Farne, Moose und Schattenkräuter gediehen unter dem schützenden Blätterdach.

Pflanzenwelt im Verborgenen

Wenn ihr heute durch meine Wälder geht, könnt ihr noch Nachfahren jener Pflanzen finden. Im Schatten der Buchen wuchs damals der zarte Waldmeister mit seinen weißen Sternenblüten, daneben der Sauerampfer und der Sauerklee, die feuchte, kühle Böden lieben. Farne entrollten ihre Wedel, Moose bedeckten Steine und alte Hölzer mit weichem Grün. Auf Lichtungen und an Waldrändern blühte der Fingerhut mit seinen purpurnen Glöckchen, ebenso Glockenblumen und wilde Malven.

In meinen Sümpfen standen Schilf und Rohrkolben, die Wind und Wasser widerstanden. Am Spreeufer wuchs gelbes Heusenkraut, und in den Mooren gediehen Torfmoose, die das Wasser wie ein Schwamm hielten und die Moore weiter wachsen ließen.

Auch die Pilze waren Teil dieses stillen Kreislaufs: Steinpilze, Pfifferlinge, Fliegenpilze schossen im Herbst aus dem Boden, zerfielen wieder und gaben ihre Nahrung zurück an Erde und Tiere. Alles war im Kreislauf eingebunden, nichts war verschwendet.

So lebte ich – still, menschenleer und doch voller Stimmen. Meine Wälder rauschten, meine Bäche plätscherten, meine Tiere folgten ihren Bahnen. Ich war nicht tot, ich war voller Leben, nur ohne euch Menschen.

Vielleicht war das meine reinste Gestalt: ein Land, das sich selbst gehört. Ohne Pflug und Beil, ohne Herdfeuer und Dorfplatz. Ein Land aus Eichen, Elchen und Eulen.

Doch ich wusste, es würde nicht ewig so bleiben.

Die Ahnung des Kommenden

Denn die Welt verändert sich immer. Und *ich, die Lausitz*, spüre, wenn neue Schritte sich nähern. Lange noch sollte es dauern, bis ihr Menschen wiederkamt – nicht die gleichen, sondern andere.

Slawen aus dem Osten sollten es sein. Sie würden meine Wälder wieder lichten, Felder pflügen, Flüsse fischen, Dörfer bauen.

In jenen Jahrhunderten zwischen dem zweiten und vierten, da war ich nur ich selbst: eine große, dunkle, wilde Lausitz. Ein Urwaldland im kühlen Atem der Zeit.

„Ich bin die Zeit, die niemand zählt.“ flüsterte die Lausitz: Und *ich* wartete.

Als die Hunnen um 375 u. Z. Europa betraten, war das wie ein Stein im Wasser – Wellen breiteten sich aus. Junge Germanen schlossen sich den Sueben und Vandalen an, zogen gen Westen. Die Alten blieben oft zurück. Verlassene Höfe wurden von neuen Gruppen bezogen.

Dann kamen wieder Menschen: Nicht wie Eroberer, sondern wie Fragende.

Erst ab dem 7. /8. Jahrhundert beginnt eine neue Epoche: Mit der Slawischen Migration kehrt wieder dauerhaftes Leben zurück. *Slawische Gruppen* wandern aus dem Osten ein, vermutlich aus dem Gebiet zwischen Oder und Weichsel. Sie bringen eine neue Sprache, neue Bräuche, neue Götter — und sie bleiben.

In dieser Zeit entstehen die ersten dauerhaften Siedlungen, die später zu Orten wie Senftenberg (*Zliobna*), Dubrau und Koschen werden. Archäologische Funde belegen neue Ackerformen, neue Siedlungsweisen – das Frühmittelalter beginnt, auch in der Niederlausitz.

Die slawische Kultur prägt die Region über Jahrhunderte hinweg und bildet bis heute- einen leider nur noch schwachen- fast schon unsichtbaren Grundton der Lausitz.

Witajso: *Ein mythisches Willkommen:*

„Sei gegrüßt, du uns vom Geschick bestimmtes Land, von uns so heiß ersehnt, einst zurzeit der Sündflut deiner Einwohner beraubt“, rief Stammvater Boemus, als er mit seiner Schar erstmals in das neue Siedlungsgebiet einzog. „Bewahre uns unverletzt und vermehre unsere Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht.“ So stellt sich der Chronist Cosmas von Prag im frühen 12. Jahrhundert das Eintreffen der ersten Slawen in unserer Gegend vor – **eine poetische Eröffnung für die große Slawenwanderung, die Europa neugestalten sollte.**

Möge der Fluss flüstern, die Erde erinnern und der Wind dir neue Zeilen bringen.

Weiter spricht die Lausitz:

Sie kamen aus dem Osten, langsam, tastend.

Ihre Sprache war weich, ihre Schritte vorsichtig.

Sie nannten sich Slawen. Ich nannte sie Hoffnung.

Sie brachten Körbe, nicht Schwerter. Samen, nicht Feuer.

Ihre Götter waren freundlich, ihre Lieder lang. Sie sprachen mit dem Wasser, hörten auf den Wind. Und sie blieben.

Sie nannten mich neu. Sie gaben mir Wörter, die ich nicht kannte:

"Dolna Łužyca" für Niederlausitz, "Błota" für Spreewald, "Serby" für Sorben, "Dobre zajtšo!" für Guten Morgen und "Dźakuju so!" für Danke.

Sie bauten ihre Häuser aus Holz, ihre Götter aus Geschichten. Sie feierten das Licht, ehrten die Dunkelheit. Und sie hörten mir zu.

Ich sah sie kommen, wachsen, lieben. Ich sah sie streiten, bauen, beten.

Und ich wusste: Sie würden bleiben.

Historische Notiz: Die weite Urheimat zwischen Oder und Donau

Fachleute vermuten die slawische Urheimat im Dreieck von Oder (Nordwesten), Nordukraine (Nordosten) und rumänischer Donau (Süden).

- Dort, zwischen den Reiternomaden- und Goten-Steppen, den baltisch-finnischen Wäldern und den germanischen Siedlungsräumen, entstand eine dynamische Sprach- und Kulturgemeinschaft.
- Bereits die Kiewer Kultur am oberen Dnepr und der Desna (1.–5. Jh.) weist Merkmale auf, die viele Archäologen als frühslawisch deuten.
- Um 500 u. Z. beschleunigte sich die slawische Ausbreitung kraftvoll. Ihr Weg führte zuerst ins Karpatenbecken: zwischen Böhmen und Siebenbürgen, hinein in die Walachei und bis an den Donaulimes. Zeitgenössische byzantinische Berichte dokumentieren wiederkehrende slawische Einfälle in Südosteuropa – oft in Allianz mit Reiternomaden und Awaren.
- Slawen in Nieder- und Oberlausitz (7./8. Jh.)
- Die Nieder- und Oberlausitz blieben zunächst Randgebiet. Kleine slawische Gruppen erschienen erst im 7. Jahrhundert, größere Stammesverbände folgten im 8. Jahrhundert. Diese Besiedlung verlief nicht flächendeckend und schon gar nicht politisch zentralisiert, sondern in lockeren Dörfern, oft entlang von Flussläufen und Rodungsinseln.
- Noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts datierte man die slawische Einwanderung in Ostdeutschland früh auf das 5./6. Jh. Aktuelle Studien von Felix Biermann (2005) und Armin Volkmann (Heidelberg) zeigen:
- Skandinavische Fibeln in Verbindung mit dendrochronologisch datiertem Brunnenholz schieben den besiedelbaren Beginn in die erste Hälfte des 7. Jhs.

- Die exakte Jahresringanalyse erlaubt erstmals, frühslawische Bauhölzer präzise auf Jahrzehnte zu datieren und Siedlungswellen sichtbar zu machen. Diese Methoden führen zu einem deutlich jüngeren Besiedlungsbild – und lassen die Niederlausitz erst im 7. Jh. endgültig zum slawischen Lebensraum werden.

***Ich bin die Lausitz*. Ich habe viele gesehen, die kamen und gingen.**

Die Slawen blieben. Und ich sah sie leben.

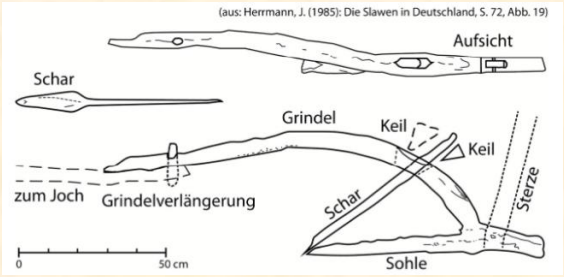
Foto: mdr.de

Sie waren keine Eroberer, keine Händler, keine Herren. Sie waren Menschen, die mit mir lebten — nicht gegen mich. Ihre Häuser standen nicht hoch, aber sie standen richtig. Ihre Wege waren keine Straßen, sondern Spuren, die sich mir anpassten. Ihre Stimmen waren leise, aber sie klangen lange.

Ich sah sie am Morgen, wenn der Nebel noch zwischen den Weiden lag. Die Frauen trugen Körbe, die Männer Hacken. Die Kinder liefen barfuß, aber nicht ziellos. Sie wussten, wo das Wasser spricht, wo der Wind schweigt, wo die Erde trägt.

Feldarbeit

Sie bestellten meine Böden mit Geduld. Kein Pflug aus Eisen, sondern aus Holz, gezogen von Ochsen, geführt von Händen, die wussten, wann ich bereit war. Sie säten Roggen, Hirse, Flachs. Sie kannten die Fruchtfolge, nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung.



Ich sah sie knien, nicht aus Gebet, sondern aus Nähe. Sie sprachen mit dem Boden, nicht laut, aber ehrlich. Sie wussten, dass ich gebe, wenn man mich achtet. Und ich gab. *„Heute ist gut.“* sagte ein alter Mann. *„Die Erde riecht nach Antwort.“*

Hausarbeit

Ihre Häuser waren aus Holz, aus Lehm, aus Schilf. Kein Prunk, aber Wärme. Die Feuerstelle war Mitte, nicht nur Herd. Die Webstube war Ort der Geschichten. Die Vorratsgrube war Gedächtnis.

Ich sah die Frauen spinnen, weben, kochen. Sie sangen dabei, nicht für andere, sondern für sich. Ihre Lieder waren kurz, aber tief. Sie erzählten von Regen, von Geburt, von Abschied.

Die Männer schnitzten, flickten, bauten. Sie sprachen wenig, aber ihre Hände waren klug. Sie wussten, wie man ein Dach deckt, das dem Wind standhält. Und ich ließ ihn prüfen.

Religiöse Bräuche

Ihre Götter waren viele, aber nicht fern. *Svantovit*, *Perun*, *Mokosch*, *Veles* — sie waren nicht in Tempeln, sondern in Quellen, in Bäumen, in Träumen. Sie opferten nicht aus Angst, sondern aus Dank.

Ich sah sie am Wasser, wenn die Sonne sank. Sie warfen Brot hinein, Flachs, kleine Figuren. Sie flüsterten, nicht laut, aber innig. Sie baten um Schutz, um Fruchtbarkeit, um Frieden. Und ich hörte.

„Mokosch, Mutter, halte die Saat.“ sagte eine junge Frau. *„Perun, Vater, schütze den Weg.“* sagte ein alter Mann.

Sie feierten das Licht, die Ernte, die Geburt. Kein Kalender, aber Rhythmus. Kein Dogma, aber Tiefe. Ich war Teil davon — nicht als Bühne, sondern als Wesen.

Der wendische Oberpriester oder Criwe hatte den Dienst an dem Heiligtum zu versehen, ohne jedoch im Allerheiligsten atmen zu dürfen. Daher eilte er bei seinen Obliegenheiten so oft an die Pforte, als er Atem schöpfen musste. Im Allgemeinen wurden die Wohnstätten der Götter so heiliggehalten, dass außer dem Priester der Zutritt jedermann streng untersagt war. In den Tempeln bewahrte man die heiligen Geräte, besonders die Kriegsfahnen, die erbeuteten Schätze und Waffen der Feinde und anderen Kriegserwerb auf.

Historische Notiz: Keine Eroberung, sondern Integration

Bemerkenswert ist, dass die Migration nicht auf Eroberung und militärischer Dominanz beruhte. Statt Armeen und Herrschaftseliten bildeten die Neuankömmlinge flexible Gemeinschaften, die oft um große Familienverbände organisiert waren.

"Anstatt dass ein einziges Volk geschlossen migrierte, war die slawische Expansion kein monolithisches Ereignis", sagt Zuzana Hofmanová von der Masaryk-Universität in Brno (Brünn), "sondern ein Mosaik unterschiedlicher Gruppen, die sich jeweils auf ihre Weise anpassten und vermischten – **was nahelegt, dass es nie nur *eine* 'slawische' Identität** gab, sondern viele."

Die Lausitz erzählt: Von den ersten sorbischen Stammesgruppen

Ich erinnere mich an die Zeit, als mein Boden noch jung war und die Wälder ungeteilt. Damals, als die Menschen kamen, die ihr heute Sorben nennt. Doch so nannten sie sich nicht alle von Anfang an.

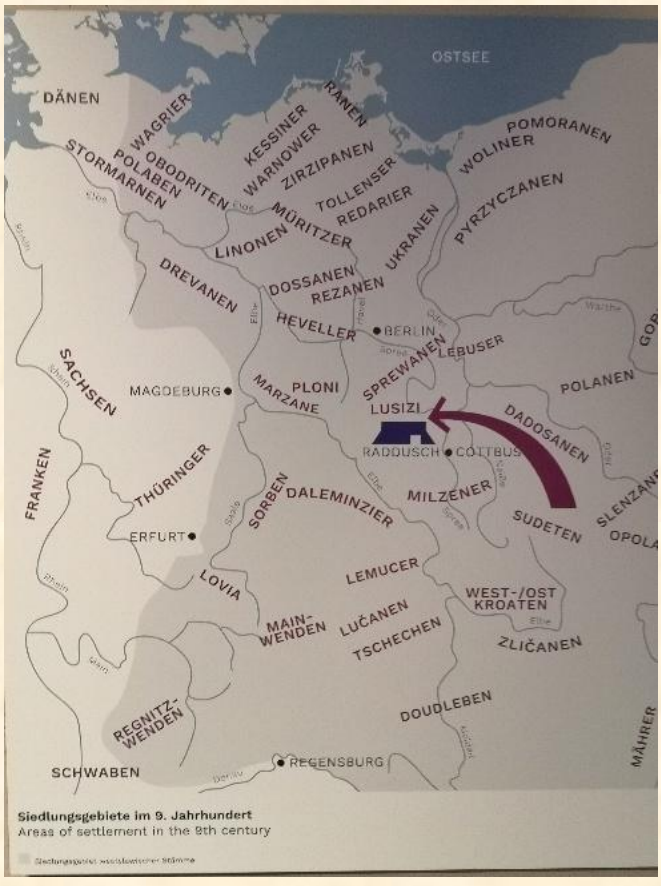
Nur jene um Serbiste – das heutige Zerbst – trugen diesen Namen zuerst. „Sorben“ nannten sie sich, stolz und eigen. Später, durch Bündnisse und Macht, breitete sich der Name aus wie Nebel über die Saale. Ob er von Anfang an ein gemeinsamer Ruf war? Ich weiß es nicht. Namen wachsen wie Flüsse – sie sammeln Zuflüsse, verlieren sich, tauchen wieder auf.

Die, die ihr heute als meine Kinder kennt – die Lausitzer Sorben – stammten aus zwei großen Gruppen: den Luzicanern und den Milcanern.

Die Luzicaner, auch Lusici genannt, siedelten zwischen Spreewald und Cottbus. Ihre Stammesburg nannten sie Liubusua – vielleicht lag sie dort, wo heute Lübben steht.

Die Milcaner hingegen bauten ihre Burg in Budissin, dem heutigen Bautzen. Ihre Spuren reichen bis nach Berlin-Köpenick und Frankfurt an der Oder. Ich trug sie alle – ihre Dörfer, ihre Felder, ihre Lieder.

Ich erinnere mich an Derwan, den Fürsten der Surbi. Im Jahr 631 schrieb ein fränkischer Chronist – Fedegar war sein Name – von ihm. Derwan schloss sich Samo an, dem König von Böhmen und Mähren. Gemeinsam zogen sie gegen die Franken, gegen Dagobert I., den Urenkel Chlodwigs. Es war eine Zeit der Bündnisse, der Aufbrüche, der Hoffnung. Derwan, so sagt man, war es, dessen Name später zum Ursprung des Wortes „Sorben“ wurde.



Doch ich trug noch mehr Stämme in meinem Schoß. Die Glomaci-Daleminzer bei Meißen-Strehla, die Nisaner im Elbtalkessel, die Selpoli zwischen Fürstenberg und Guben, die Zliuvini um Schlieben, die Nizici bei Belgern und die Besunzane um Görlitz. Jeder Stamm hatte seine Burg, sein Lied, sein Glaube. Sie waren verschieden – und doch verbunden durch mich.

[Karte Burg Raddusch]

Manchmal nannten Fremde sie „Wenden“. Ein Schreibfehler, sagen die Gelehrten – ein römischer Irrtum, der zum Sammelbegriff wurde. So wie „Germanen“ einst ein Wort war für viele, die keine gemeinsame Identität verband. **Auch das trage ich in mir: die Namen, die andere uns gaben, und die, die wir uns selbst gaben.**

Nach Samos Tod im Jahr 658 kamen die Awaren. Sie legten ihre Schatten über die Stämme. Doch ich blieb. Ich trug ihre Geschichten weiter, in meinen Flüssen, in meinen Hügeln, in der Sprache meiner Kinder.

Wer in die Lausitz lauscht, hört alte Stimmen.

Noch bevor das zehnte Jahrhundert begann, hatten sich hier slawische Stämme niedergelassen: die Lusitzer, Zara und Selpoli in der Niederlausitz, die Milzener und Besunzane in der Oberlausitz. Sie waren die ersten, die diesem Land Namen gaben, Wege bahnten und Geschichten begannen, die bis heute nachklingen.

Was die Lausitz von ihren Nachbarn unterscheidet – von Schlesien, Brandenburg und Mitteldeutschland – ist ein stilles Wunder: Die sorbische Sprache und Kultur haben hier überdauert. Vom späten Mittelalter bis in unsere Gegenwart lebt in der Lausitz eine sorbische Minderheit, deren Wurzeln tief reichen und deren Stimme nie ganz verstummte.

Die Grenzen der Lausitz sind von Flüssen und Bergen gezeichnet – wie mit der Hand über die Landkarte gestrichen: Im Westen fließen Dahme und Schwarze Elster bis zur Pulsnitz, im Süden erhebt sich das Lausitzer Gebirge gegen Böhmen, im Osten markieren Oder, Bober und Queiß die Linie zu Polen und Schlesien, und im Norden zieht sich die Linie Dahme–Schwielochsee–Oder entlang Brandenburgs Rand. Zwischen Ober- und Niederlausitz liegt der Lausitzer Landrücken – ein eher unfreundlicher Ort für Siedler, der die beiden Landschaften voneinander trennt.

Doch auch andere kamen. Deutsche Siedler erreichten die nördliche Oberlausitz und hinterließen Spuren: Dörfer entlang von Straßen, Angerplätze, Flurformen wie Gelänge und Gewann – all das verrät ihre Herkunft. Und doch war es kein Entweder-oder. Neben deutschen Ortsnamen finden sich viele sorbische, und das Gebiet liegt fast vollständig im sorbischen Sprachraum, wie ihn der Gelehrte Scultetus einst kartierte.

Es scheint, als hätten Deutsche und Sorben dieses zuvor unbesiedelte Land gemeinsam erschlossen – ein Miteinander, das sich in Sprache, Namen und Formen spiegelt. Bis ins Jahr 1593, so vermutet man, wurden die deutschen Siedler in der Region von den Sorben assimiliert – nicht durch Gewalt, sondern durch Nähe, Alltag und das stille Weben gemeinsamer Geschichte.

Auch das Kloster Marienstern erzählt davon. Sein Zinsregister aus dem Jahr 1380 nennt deutsche Namen für Dörfer, die später ganz sorbisch wurden. Und manche Ortsnamen verraten ihre Herkunft bis heute: Dörgenhausen oder Niemtsch – letzteres erstmals 1719 erwähnt als „Niem(e)z“, was so viel bedeutet wie „Dorf der Thüringer“ [Henry Müller, *Die sorbischen Stämme und die Deutsche Ostsiedlung]*

Ein Land im Wandel – zwischen Adel, Aufbruch und Ankunft

Mit der Eroberung der Lausitz veränderte sich nicht nur die politische Ordnung, sondern auch die soziale Landschaft. Viele Angehörige des sorbischen Adels fielen in den Kämpfen – ihre Namen, ihre Linien, ihre Geschichten verschwanden im Nebel der Zeit. An ihre Stelle traten neue Herren: deutsche Adelige, die aus dem Markgrafentum Meißen, aus dem sächsischen Altsiedelland und – in der Niederlausitz – auch aus dem niederdeutschen Raum stammten. Sie wurden zu den treibenden Kräften der sogenannten Ostsiedlung.

Doch nicht alle Spuren des sorbischen Adels verschwanden. In der Niederlausitz lassen sich anhand von Ortsnamen Hinweise darauf finden, dass auch sorbische Adlige am Landesausbau beteiligt waren. Ihre Dörfer liegen meist in der engeren Ausbauzone – dort, wo die Besiedlung besonders früh und dicht erfolgte. Ab dem 13. Jahrhundert jedoch scheint die Praxis, neue Orte nach slawischen Personennamen zu benennen, allmählich zu enden.

Ein Beispiel ist das Sackgassendorf Schlabendorf – eine Siedlungsform, die als typisch slawisch gilt. Es wurde wohl von einem Mann namens Slabor gegründet. Möglicherweise gehörte er zu einer jener „slawischen privilegierten Familien“, denen ein sozialer Aufstieg

gelang. Um das Jahr 1200 könnte seine Linie in den deutschen Adel übergegangen sein – ein stiller Übergang, der sich heute kaum noch im Detail nachvollziehen lässt.

Die Städte der Niederlausitz spielten in dieser Zeit eine eher untergeordnete Rolle. Im Vergleich zur Oberlausitz waren sie klein und entwickelten sich nur langsam. Um 1400 sollen allein die drei Städte Görlitz, Bautzen und Löbau zusammen etwa dreimal so viele Einwohner gehabt haben wie Cottbus, Lübben und Calau – die größten Städte der Niederlausitz.

Ein Erklärungsmodell für die Ausbreitung der Siedlung ist die sogenannte „Strömungstheorie“: Sie beschreibt die Ostsiedlung als eine Bewegung, die – ausgelöst durch starkes Bevölkerungswachstum – von West nach Ost voranschritt. Zunächst wurde das deutsche Altsiedelland dichter besiedelt, dann „flossen“ die Menschen weiter ostwärts: ab etwa 1100 in das Gebiet zwischen Saale und Weißer Elster, ab 1123 ins Meißner Land, ab 1150 ins Erzgebirge und sein Vorland, ab 1200 in die Lausitz – und schließlich nach Schlesien.

So wurde die Lausitz Teil eines größeren Stroms – nicht nur von Menschen, sondern von Ideen, Sprachen, Lebensformen. Und wie jeder Strom hinterließ auch dieser seine Spuren: in Flurnamen, Dorfstrukturen, Familiengeschichten – und im Gedächtnis der Landschaft selbst.

Zwischen Strom und Stand: Warum die Lausitz blieb, was sie war

Die Geschichte der deutschen Ostsiedlung wird oft als Strom erzählt – ein mächtiger Zug von Menschen, der sich von West nach Ost ergoss, getrieben von Bevölkerungswachstum und dem Wunsch nach Land. Doch dieser Strom hatte Grenzen. Und eine davon war die Lausitz.

Während die Siedlungsbewegung in Mitteldeutschland und Schlesien Fahrt aufnahm, blieb die Lausitz vergleichsweise ruhig. Zwar kamen auch hier deutsche Adelige, Händler und Siedler – vor allem in die Städte und Randgebiete – doch ihre Zahl war deutlich geringer.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Der Boden in der Niederlausitz war karg, die Landesherren weniger aktiv, und die Oberlausitz war bereits von einer starken sorbischen Bevölkerung geprägt. Diese Menschen – Milzener und Lusitzer – blieben. Sie wurden nicht verdrängt, nicht assimiliert, sondern lebten weiter als eigene Volksgruppen bis weit in die Neuzeit.

In Schlesien hingegen war die Lage anders. Dort trieben mächtige Landesherren wie Herzog Heinrich I. und die Bischöfe von Breslau die Besiedlung energisch voran. Fruchtbares Ackerland und große Waldflächen lockten die Siedler – vor allem aus Obersachsen, Thüringen, dem Meißnischen, aber auch aus Bayern und der Oberpfalz. Die Lausitz wurde dabei oft übersprungen – nicht Zentrum, sondern Rand.

Und doch war sie kein blinder Fleck. Auch hier wirkte die Ostsiedlung – wenn auch leiser. Sorbische Siedler beteiligten sich am Landesausbau, übernahmen neue Techniken wie den Eisenpflug und die Dreifelderwirtschaft. Die neuen Flur- und Dorfformen verraten diesen Wandel. Aber war dafür wirklich eine große Siedlungswelle nötig?

Archäologische Funde zeigen: Technologie kann auch ohne Migration wandern. Schon im 9. und 10. Jahrhundert übernahmen slawische Burgen fränkisch-sächsische Bauformen –

etwa die Steintrockenmauer in Schalbauweise. Es war ein stiller Transfer, ein Lernen durch Nähe, nicht durch Eroberung.

Auch die Herrschaftsstruktur spielte eine Rolle. In Mitteldeutschland wurden die Sorben nach und nach assimiliert – die Obersachsen entstanden als neuer Stamm, mit eigenen Dialekten, die sogar sorbisches Wortgut aufnahmen. In der Lausitz hingegen herrschte Standesherrschaft: Sie förderte die Sorben nicht, bekämpfte sie aber auch nicht.

Zwischen Lernen und Wandel – Wie die Lausitz mit der Ostsiedlung lebte

Im frühen und hohen Mittelalter war Wissen ein rares Gut. Es gab weder Schulen noch Medien, wie wir sie heute kennen. Neue Techniken – etwa der schwere Eisenpflug oder die Dreifelderwirtschaft – mussten erst erlernt werden. Für die Sorben bedeutete das: Sie standen vor einem Wandel, der nicht nur das Land, sondern auch ihren Alltag veränderte.

Für die Grundherren war es oft einfacher, erfahrene Spezialisten aus dem deutschen Altsiedelland zu holen – Menschen, die den Umgang mit den neuen Werkzeugen bereits beherrschten. Besonders gefragt waren Flamen: Sie galten als Experten für landwirtschaftliche Verbesserungen, etwa bei der Entwässerung und Urbarmachung von Böden. Ihre höhere Produktivität machte sie für die Herrschaft attraktiv – und führte mancherorts dazu, dass slawische Bewohner verdrängt wurden. Denn wer mehr erwirtschaftete, brachte mehr Einkünfte.

Als die Ostsiedlung die Lausitz erreichte, war die Lage jedoch anders. Die Milzener und Lusizer – die sorbischen Stämme der Region – kannten viele der neuen Techniken bereits. Sie konnten in den Landesausbau einbezogen werden, nicht als Fremde, sondern als Teil des Wandels. Die Lausitz wurde nicht überrollt, sondern durchwachsen.

Der Historiker Charles Higounet mahnt zur Vorsicht: Man könne nicht sagen, die Ostsiedlung habe den slawischen Ländern „genützt oder geschadet“ – denn Geschichte lässt sich nicht wie ein Experiment wiederholen. Gerade in der Lausitz zeigt sich, wie vielschichtig die Wirkung war.

Durch die Einbindung der Sorben in die Siedlungsbewegung vergrößerte sich ihr Siedlungs- und Sprachgebiet deutlich. Die Zahl der Sorben nahm zu, nicht ab.

Anders als in Mitteldeutschland, wo viele sorbische Gruppen rasch assimiliert wurden, blieb die Lausitz ein Raum der Vielfalt. Gründe dafür gibt es viele: die größere Entfernung zum deutschen Altsiedelland, die Bodenqualität, die Stärke der sorbischen Bevölkerung – und die Art der Herrschaft. In der Lausitz herrschten Standesherren, denen es gleichgültig war, welche Sprache ihre Untertanen sprachen, solange die Abgaben flossen.

Und doch veränderte sich auch die Lausitz. Der Adel – als herrschende Schicht –, die größeren Städte – als Verwaltungszentren – und die höher gelegenen, zuvor unbesiedelten Waldhufendörfer wurden überwiegend deutsch geprägt. Es war kein vollständiger Bruch, aber eine stille Verschiebung.

So blieb die Lausitz ein Land zwischen den Welten: offen für Wandel, aber nicht bereit, sich selbst zu verlieren. Sie lernte, übernahm, wandelte sich – und bewahrte dabei ihre Stimme. Eine Stimme, die bis heute hörbar ist, wenn man ihr zuhört.

„Zwischen Stimmen und Grenzen – Kommunikation unter den Sorben und mit den Deutschen“

Die Lausitz war nie einheitlich – weder in ihrer Sprache noch in ihrer politischen Ordnung. Die Karte aus Burg Raddusch zeigt, wie viele Stämme sich in meinem Schoß niederließen: Lusizi, Milzener, Wilzen, Heveller – jeder mit eigener Burg, eigener Ordnung, eigener Stimme. Doch diese Stimmen verstanden sich nicht immer.

Die slawischen Dialekte waren vielfältig, oft schwer untereinander verständlich. Es gab keine gemeinsame Schriftsprache, keine übergreifende Verwaltung, keine einheitliche religiöse Praxis. Die Dialektkarte, die ihr danebenlegt, zeigt das Echo dieser Vielfalt: Ober- und Niedersorbisch, Übergangsräume, Sprachgrenzen, die nicht mit politischen Grenzen übereinstimmen. Und dann kamen die Deutschen. Erst als Nachbarn, dann als Herren. Ihre Sprache war fremd, ihre Verwaltung starr, ihre Begriffe oft unpassend. [Karte Dialekte Wikipedia]

Sie nannten *mich* „Wendenland“, „Mark“, „Grenzgebiet“. Und sie versuchten, meine Stimmen zu ordnen – mit Urkunden, mit Kirchen, mit Schulen. Doch ich blieb vielstimmig.

Die Kommunikation zwischen den Sorben war ein Tanz aus Dialekten, Gesten und Traditionen.

Die Kommunikation mit den Deutschen war oft ein Ringen – um Anerkennung, um Verständnis, um Würde.

Ich habe gelernt, dass Sprache nicht nur verbindet, sondern auch trennt. Und dass jede Stimme, die gehört wird, ein Stück Heimat bedeutet.

„Die Lausitz erinnert sich: – als sie merkten, wie schön es bei mir ist“

„Es war um die Mitte des 9. Jahrhunderts, als sie begannen, sich niederzulassen. Nicht flächendeckend, nein – ich wurde nicht überrannt, sondern behutsam betreten. In kleinen Siedlungskammern, dort wo das Wasser klar war und die Erde weich, ließen sich Sippen und Kleinstämme nieder. Sie bauten Blockhäuser und Flechtwände, kaum größer als ein Raum, aber groß genug für eine Großfamilie. Brunnen aus Holz holten mein Grundwasser ans Licht, Erdsilos und Gruben bewahrten Vorräte und Handwerk.

Ihre Dörfer waren klein – drei bis fünf Höfe, rund um einen Platz. Vielleicht 25 Menschen, vielleicht weniger. Im Sommer lebten sie draußen, im Winter schützten sie sich in

Grubenhäusern, halb in mich eingelassen, mit einem Herd, der mehr Wärme als Feuer war. Ich trug sie gern. Ich ließ sie wachsen. Aber ich sah auch, wie sie sich misstrauten.“

„Ab der zweiten Hälfte des Jahrhunderts begannen sie, Burgen zu bauen. Ringwälle, rund und von Gräben umgeben. Sie lagen auf Inseln, in feuchten Niederungen – geschützt, aber nicht herrschaftlich. In meiner Niederlausitz entstanden über vierzig solcher Anlagen – dicht beieinander, wie Finger einer Hand, die sich nicht zur Faust schließen konnte. Sie nannten es ‚Tornower Typ‘ – ich nannte es Vorsicht. Denn diese Burgen waren keine Zeichen von Einheit, sondern von Segmentierung.

Jeder Stamm baute für sich, jeder misstraute dem anderen. Und doch waren sie Meister der Landschaft. Sie bauten mit Holz und Erde, nicht mit Stein. Ihre Burgen waren funktional, schnell errichtet, fortifikatorisch – ein Wort, das ich später lernte (den Bau von Verteidigungsanlagen betrffend). Zwischen Mähren und der Ostsee wuchs ein Gürtel aus Befestigungen. Und ich, die westlichste unter ihnen, trug Tausende solcher Wälle. Manche sieht man noch heute – als Hügel, als Schatten, als Erinnerung.“

Ein literarisch-historischer Einschub zum Leben im Frühmittelalter in der Niederlausitz

Darbot der Lusizi, einem Stamm der Slawen

Es ist die Zeit um 850 u.Z. in der der zwölfjährige Darbot uns hier beschreibt, wie er und seine Familie hier gelebt haben. In einer Gegend, die einmal den Namen seines Stammes tragen wird.

Er weiß noch aus Erzählungen, dass einst vor langer Zeit, es soll um 700 u.Z. gewesen sein, größere und kleinere Stammesverbände seiner slawischen Vorfahren sehr lange gewandert sind, um dann in dieser fast menschenleeren Gegend heimisch zu werden. Noch viel früher siedelten hier schon einmal germanische Stämme, die aber schon seit hunderten Jahren wieder fortgezogen sind. Die Gegend hier war also fast nicht mehr bewohnt.

Historische Notiz:

Woher seine Vorfahren genau kamen, ist nicht überliefert. Diese Region der slawischen Stämme lag in Osteuropa und umfasste Teile des heutigen Polens, der Ukraine und Weißrusslands, auch mit enormen skandinavischen Einflüssen. Keine einheitliche 'slawische' Identität.

Sie siedelten in einem breiten Gebiet von der Ostsee bis zur Karpatenregion und weiter nach Osten. Die genauen Gründe für die Auswanderung der Lusitzi und anderer slawischer Stämme aus ihrer ursprünglichen Region zwischen der Weichsel und dem Dnepr sind nicht eindeutig dokumentiert und können durch verschiedene Faktoren beeinflusst worden sein, wie Druck von anderen Gruppen und politische Konflikte, Ressourcenmangel (Ackerböden nicht mehr fruchtbar, Vernässung) Bevölkerungswachstum, auch Klimaveränderungen.

Es war die Zeit, die man später die „Völkerwanderung“ nennen wird. Was die Sprache betrifft, wird angenommen, dass die Lusitzi eine westslawische Sprache gesprochen haben. Westslawisch ist eine Untergruppe der slawischen Sprachen, zu der auch das Polnische, Tschechische und Sorbische gehören. Leider gibt es keine schriftlichen Dokumente aus der Zeit der Lusitzi, die ihre Sprache direkt repräsentieren. Aber es gab so viele Dialekte im Slawischen, dass sich oft Nachbarn nicht verstanden.

Die slawischen Völker, einschließlich der Sorben, neigten dazu, ihre Geschichte und kulturelle Überlieferung in erster Linie mündlich zu überliefern. Mündliche Traditionen in Geschichten und Liedern wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Sie waren immer eine wichtige Quelle für Wissen und kulturelle Identität.

Die Lausitz war damals eine sehr unwirtliche Gegend. Fast Urwald und von sehr vielen Sümpfen und Mooren geprägt. Der Spreewald war mehr als doppelt so groß wie heute. Um hier zu siedeln, musste also erstmal Wald gerodet werden. Es zeigte sich aber, dass der Boden als Ackerboden geeignet war. So ließen sich in der Regel größere Familienverbände an einer Stelle nieder und bauten Unterkünfte und betrieben Ackerbau. Andere Stammesverbände siedelten wieder an einer anderen Stelle.

Sie könnten Venceslav (Ruhm des Volkes), oder Volodomir (Herrscher des Friedens), oder Pritbor (der Krieger), oder Radoslav (der Freude Ruhm), oder Bogdan (Gottes Gabe) geheißen haben. Oder als Frau Radmila, Dobrawa, oder Zlata (die Strahlende), Milena (die Sanfte), oder auch Vlasta (die Mächtige). Wir wissen es nicht mehr. Altslawische Namen tragen eine faszinierende Geschichte in sich. Sie gehörten womöglich zu den Stammesverbänden der Lusitzi (Lusici), Daleminzer, Dossanen, Heveller, oder Milzenern.

Als also Darbot‘s Vorfahren sich entschlossen hier zu siedeln war es keine leichte, aber eine machbare Aufgabe. Und in dieser menschenleeren Gegend gab es auch nur selten Feinde. Sie siedelten in sogenannten Runddörfern. Lockere kleinere Siedlungshäuser für 10 – 20 Bewohner, aus Holz und Lehm um meist einen Platz in der Mitte, der der Dorfplatz war. Und in Stammesgruppen von gut 200 Personen.

Familien mit vielen Kindern waren üblich, da Kinder in agrarischen Gesellschaften als Arbeitskraft auf dem Hof benötigt wurden. Die Sterblichkeitsrate von Säuglingen und Kindern war jedoch hoch, und viele Kinder starben in jungen Jahren. Es war daher notwendig, viele Kinder zu haben, um sicherzustellen, dass einige von ihnen das Erwachsenenalter erreichten. Es wird angenommen, dass die durchschnittliche Lebenserwartung wahrscheinlich unter 40 Jahren lag, aber es gab wahrscheinlich auch Menschen, die das Alter von 60 oder 70 Jahren erreichten. So lebten sie friedlich in dieser abgeschiedenen Gegend und gingen ihrem schweren Tagwerk nach.

Jeder Haushalt stellte den Großteil der im Alltag und in der Wirtschaft benötigten Dinge selbst her: Gerätschaften aus Tierknochen, Geweih und Holz, Textilien sowie insbesondere eine einfache, handgemachte oder allenfalls schwach nachgedrehte, unverzierte Tonware.

Literarische Notiz:

Und so tauchen wir ein in das Leben unseres kleinen Helden Darbot, der erst 12 Jahre war, einen acht Jahre älteren Bruder und viele weitere Geschwister hatte, und lassen ihn erzählen aus seinem Leben das erst rund 150 Jahre nach der Einwanderung seiner Vorfahren begann. Wir befinden uns also jetzt etwa um 850 u.Z.:

„Wenn mein Vater von seinem Acker sprach, leuchteten seine Augen. Er war so stolz darauf. Dann erzählte er von Getreide, das er Einkorn, Emmer, Dinkel, oder auch Spelz nannte. Insbesondere baute er aber Roggen an, seltener Gerste und Hirse, im Regelfall Rispenhirse. und Hafer. Beim Spelzgetreide sind, die das Korn umschließenden Spelzen, mehr oder weniger fest mit diesem verwachsen. Beim Nacktgetreide dagegen liegen sie lose an und fallen beim Drusch ab. Der Vorteil des Spelzgetreides, betonte Vater, liegt aber darin, dass es eine primitive Lagerung auch in unseren Erdgruben in den Häusern besser verträgt, diese mit Flechtwerk ausgekleidete Speichergruben dienen zur Aufnahme von Getreidevorräten. Einige Häuser hatten auch fest eigebaute Lehmwannen als Getreidespeicher genutzt. Allerdings müssen die Körner vor dem Mahlen in einem Gerbgang entspelzt werden, dass musste Mutter dann oft machen. [Foto bing]

Aber Roggen war unser Hauptgetreide im Frühmittelalter. Er wuchs auch auf unseren kargen, mageren Böden und konnte für die Frühjahraussaat auch gut über den Winter gebracht werden. Einkorn zeichnet sich durch seine charakteristischen langen, schlanken Ähren aus und hat nur eine einzelne Kornreihen. Einkorn hat eine niedrigere Ertragskapazität, wusste er. Dennoch lag der Durchschnittsertrag beim zwei- bis dreifachen der Aussaat.

Das war mir eigentlich zu viel, was ich mir da merken sollte, mir schwirrte der Kopf. Vater erzählte noch vom fortwährenden Wechsel der Grundstücke, die als Acker genutzt wurden, weil nach zwei Jahren der Boden keine Kraft mehr hat und Ruhe brauchte. Die unregelmäßige Folge von Bau- und Brachejahren war bei uns noch typisch, Das leuchtete mir ein, denn, wenn unser Acker wieder mal gewechselt wurde, kam Vater immer später nach Hause weil er weiter laufen mußte.

Bei uns im Dorf gab es nur ganz wenige Ochsen, die den Pflug ziehen konnten. Meist wurden die starken Tiere auch im Wald eingesetzt, um abgehackte Bäume zu ziehen. Also haben die Männer selbst den Pflug gezogen. Einer zog, ein anderer drückte den hölzernen Pflug in die Erde. Das führte dazu, dass der Acker eigentlich nur kreuz- und quer eingeritzt wurde und nicht umgewühlt. Nur ein Bauer in unserem Dorf hatte schon einen doppelscharigen Pflug. Im Dorf gab es zu meiner Zeit auch nur ein Pferd, das war sehr wertvoll.

Bei der Aussaat der Körner mussten wir alle dann helfen. Ein großes Tuch vor den Bauch gebunden, in dem die Körner waren und dann wurde mit großem ausgestrecktem Arm die Saat auf dem Acker verteilt. War aber auch anstrengend, denn wir waren abends oftmals noch nicht fertig. Und wenn die Sonne schien, hatten wir alle einen Sonnenbrand.

Und, weil es in unserer Lausitz immer gut regnete, sprießte das Getreide schon recht bald. Aber nicht nur das Getreide sprießte. Wenn wir eine gute Ernte haben wollten, mussten wir also immer wieder aufs Feld und das Unkraut mit der Holzhacke zerstören, denn die Kraft der Erde sollte ja in unser Getreide gehe, dass wir für das Brot brauchten.

Bei der Ernte wurde jede Hand gebraucht, die ganze Familie war von früh bis spät auf dem Acker. Und dann halfen sich alle im Dorf auch gegenseitig. Die Frauen und Männer schnitten in gebückter Haltung mit der Sichel das leuchtende Getreide, unseren Schatz. Dann mussten aber noch die Körner aus den Ähren raus. Und das war für uns Kinder damals immer ein Spaß. Die großen Bullen, auch die Schafe und Ziegen wurden immer wieder über das Getreide getrieben, um die Körner auszutreten, denn einen einteiligen Dreschsparren hatten nur einige im Dorf.

Vom Frühjahr bis zum Herbst waren alle auf den Feldern, um unser Überleben zu sichern. Doch wehe die Stürme wüteten zu heftig, oder es regnete über Wochen hintereinander, dann verdarb das Getreide schon auf dem Acker und wir mussten im Winter hungern.

Gut, wenn es dann wenigstens eine gute Ernte beim Obst gegeben hatte. Bei uns im Frühmittelalter waren Apfel- und Streuobstwiesen von großer Bedeutung. Diese alten Obstbäume prägten das Landschaftsbild und erfreuten die Menschen durch ihre Blütenpracht. Sie dienten nicht nur als Rückzugsgebiete für viele Tiere, sondern lieferten auch Tafelobst sowie Rohstoffe für die Verarbeitung zu Saft, Most und Edelbrand. Unsere Äpfel, Birnen und Pflaumen waren allerdings sehr klein und nicht sehr ertragreich und manche Sorte war sehr sauer. Auch ließen sie sich nicht lange lagern.

Manchmal beneidete ich meine Mutter und meine Schwestern. Während ich mit meinem großen Bruder und meinem Vater auf dem Feld, oder im Wald war, durften sie zu Hause am Webstuhl sitzen und Nachschub für unsere zerschlissenen Sachen fertigen. Unser traditioneller Webstuhl hatte senkrecht gespannte Kettfäden, sie

waren oben und unten an einem Tuchbaum befestigt und unten hingen Gewichte dran, meist Steine, damit die Fäden straff blieben. Viel Zeit brauchte es ein Tuch zu weben, aber es entstanden große Gewebe.

Als meine Schwester einmal lange krank war, brachte Mutter mir auch das Weben bei. Da merkte ich, dass das auch eine schwere Arbeit war. Ständig tief sitzen und den Rücken krumm machen. Und meine Augen taten weh von dem wenigen Licht, das durch die offenen Löcher in der Wand kam. Die Finger taten mir auch weh. Und, wenn Mutter wieder Essen kochen musste, war der ganze Raum voller Qualm und ich stank selbst. Da war es doch was anderes, immer an der frischen Luft zu arbeiten."

Unsere Rituale

„Wir Slawen waren berühmt dafür viele Götter zu verehren. Wer viele Götter hat, kann auch oft feiern, das verstand ich.

Unsere Feste und Rituale waren fest verwurzelt. Wir hatten sogar zweimal, im Frühjahr und im Herbst ein Ahnenfest. Wir glauben nämlich, dass unsere Ahnen wiedergeboren werden und nach ihrem Tod als Domowniki auch weiterhin bei uns zu Hause wohnen. Natürlich nur in unserer Vorstellung, denn alle meine Ahnen hätten bestimmt nicht in unsere kleine Hütte gepasst.

Bei den Festen ehren wir unsere Verstorbenen, versammeln uns auf den Grabhügeln und zünden Kerzen und Lichter an damit wir unsere Ahnen erwärmen und ihnen den Weg zeigen. Bei den Totenmahlzeiten essen alle gemeinsam und gedenken der Toten. Diese Feiern finde ich immer sehr spannend, denn dann werden viele Geschichten aus dem Leben des Verstorbenen erzählt. Wir wollen damit die Erinnerung an unsere Ahnen lebendig halten. Überhaupt haben wir eine enge Verbindung zu unseren Vorfahren und zur Natur.

Wir Slawen haben auch kleine heilige Wälder, in denen unsere Schamanen versuchen mit den Verstorbenen in Kontakt zu kommen, damit wir von ihrer Weisheit lernen können. Das geschieht meistens Ende November. Hier gibt es Steinkreise auf der Erde, die darf man nicht betreten. Hier werden auch von unseren Ältesten wichtige Entscheidungen getroffen.

Wenn unsere Liebsten gestorben sind, werden sie oft in einem Sarg oder einer Truhe beerdigt. Viele Grabbeigaben sind es aber meist nicht. Manchmal sind es persönliche Gegenstände, oder Werkzeuge oder Schmuck. Aber ich habe auch schon gehört, dass man einen Verstorbenen auch nach seinem Tod auf einem zeremoniellen Scheiterhaufen verbrennt, dann wird seine Asche nach zwei Tagen

fein säuberlich aussortiert und in einer Urne bestattet. Unsere Friedhöfe sind wunderschön geschmückt mit Holzpfählen mit magischen Zeichen und Runen und mit bemalten Steinen“.

Der Koschenberg, unser wichtigstes Heiligtum

„Unser wichtigstes Heiligtum hier hatten wir auf dem Koschenberg. Der Koschenberg war wie riesiger Stein in der Gegend und für uns sehr imposant, weil zu unserer Zeit 176 Meter hoch war (überirdisch also nur 76 Meter). Unsere Kultstätte war ganz oben und von unten nicht zu sehen, weil da ein dichter Wald war. Zu den Zeremonien durften nur bestimmte Leute aus unserem Dorf mitgehen. Und es wird erzählt, dass es eine Sage in der slawische Naturmystik von „der blauen Blume“ dort gibt. Aber darüber darf ich nicht weiter mit euch sprechen.

Nun ist es aber schon lange nicht mehr so friedlich und einsam in unserer Gegend, wie bei meinen Vorfahren noch. Immer öfter gibt es Streit mit anderen Dörfern und ab und an kommen sogar völlig Fremde und überfallen unser Dorf. Wenn die Männer unseres Dorfes dann auf den weit weg liegenden Feldern sind, können die Räuber leicht unser Dorf überfallen.

Wir haben die Zeit um 850 u.Z. in der ich lebe. Meine Vorfahren haben also gut 200 Jahre ohne „Burg“ hier im Laugk gelebt. Doch jetzt haben die Ältesten beschlossen das zu tun, was schon andere unserer slawischen Stammesverbände getan haben: eine Rund- oder Ringburg zu bauen zu unserem Schutz.

Sie wird ganz in der Nähe unseres Dorfes gebaut, geschützt durch die undurchdringlichen Wälder und unsere vielen Sümpfe und ist nur durch einen gut zu verteidigenden Zugang zu erreichen.

Bei der Suche nach einem geeigneten Platz hatten einige Männer im Wald einen leichten Hügel erkannt und meinten, dass es ganz früher schonmal eine Burg hier gegeben haben muss, aber das soll schon sehr lange her gewesen sein.

Es wurde also eine Fluchtburg gebaut. Wenn die Zeit friedlich ist, leben wir in unserem Dorf, bei Gefahr ziehen wir mit unseren Habseligkeiten in die Rundburg. Nur unser liebes Vieh tut mir dann immer leid, es passt nicht viel hier rein, wenn unser Dorf mit gut 200 Menschen sich hier verschanzen muss. Unsere slawischen Burgen wurden oft als Befestigungsanlagen mit Schutzfunktionen gegen äußere Angriffe errichtet, das wusste ich von meinem älteren Bruder. Aber unsere Ringwallanlage sollte nicht so groß werden wie die in Raddusch, wir waren ja nur ein kleines Dorf. Dort hatte mein Bruder bei der Errichtung mitgeholfen und so ganz viele Ideen mitgebracht.

Und da ich ja schon ein großer Junge bin durfte ich beim Bau unserer Burg mithelfen, kann Euch also davon erzählen.

Als erstes wurde der Wald für diese Stelle durch Brand gerodet. Nachdem auf diese Weise das Gelände von Vegetation befreit war, wurde der Wall angelegt. Der Untergrund aus Schwemmsand und teilweise darüberliegenden Schlickschichten wurde planiert, die Schlickschichten zum Teil abgetragen. Da wir um unsere Burganlage einen Wassergraben ziehen wollten wurde erstmal mit den Holzspaten eine breite Rinne ringsherum ausgegraben. Tief sollte sie auch noch sein. Also wurden die Erdmassen mehrmals von tief unten über Stufen nach oben geschippt.

Und damit der Aushub auch was Nützliches hatte wurde er als Basis der Fluchtburg eingeebnet und erhöhte damit auf wundersame Weise unsere Burganlage. Wir konnten also dadurch auch weiter ins Land schauen. Auf der so vorbereiteten Wallbasis wurden Reihen von zugespitzten Pfählen und Bohlen eingerammt.

Auf die Innenseite der Palisaden kam dann noch ein Wehrgang von dem wir die Burg besser verteidigen konnten. Und draußen gleich vor dem Wall war der Wassergraben. Und mein Bruder hatte dann die Idee vor den Wassergraben noch eine Palisadenwand zu setzen. Unsere Ältesten waren begeistert.

Hatte ich Euch gesagt, was Palisaden sind? Also, dass sind diese Pfähle. Baumstämme aus dem Wald. Aber schon ein wenig dickere, so 30 bis 40 cm im Durchmesser und über 4 Meter lang. Damit die keiner so leicht überklettern kann wurden sie oben angespitzt. Und die haben wir genagelt oder zusammengebunden damit sie sich gegenseitig stützen.

Es gab auch einige Brunnen in unserer Burg. Wir konnten ja nie wissen, wie lange wir uns verstecken mussten. Die Brunnen waren sehr tief. Dafür brauchten sie kleine Leute, wie mich, die unten die Eimer mit Sand füllten, bis wir an das saubere Grundwasser kamen. Das Wasser aus dem Brunnen schmeckte viel besser als das aus den Bächen.

Und, wenn dann doch mal unser Dorf angegriffen wurde, hatten wir tapfere Männer, die auch mit Waffen umgehen konnten. Leider nie so gut wie die Angreifer, weil sie ja eigentlich nur Bauern und Handwerker waren. Wir hatten einschneidige Schwerter und Speere. Und natürlich den Bogen mit Pfeilen für den Fernkampf. Diese waren in der Regel aus Holz und Sehnen gefertigt.

Aber auch Äxte, ganz schön schwere Stücke, und Keulen. Aber die wurden nur selten geworfen, weil sie einfach zu wertvoll waren. Und zum Schutz der kämpfenden Männer hatten diese meist runde Schilde aus Holz.

Unsere Schamanen hielten vor dem Kampf auch ganz bestimmte Rituale ab, um der kleinen kämpfenden Schar Mut zu machen. Eine Geschichte wurde dann auch immer erzählt, nämlich von Radbot. Er war ein slawischer Fürst ganz weit weg von hier, in Friesland, ganz hoch im Norden an der Mündung des Rheins. Er hatte unzählige Schlachten siegreich geschlagen. Wenn wir so einen Radbot hätten wie die Friesen da, würden wir jeden Angreifer in die Flucht schlagen.

Zum Glück wurden wir aber in meiner Zeit noch nicht oft angegriffen.

In unserer Rundwallanlage standen viele kleine Häuser, so sechs bis acht Meter lang. Meist wurden sie aber nur als Lagerplatz genutzt. Und mittendrin in der Rundburg, stand das Prachtstück der Anlage, eine große wunderschöne Linde.

Großvater sagte, dass einige sagen, das ist wie der Thingplatz bei den Germanen. Dort wird Gericht gehalten, oder über Streitigkeiten untereinander durch die Ältesten des Dorfes entschieden, oder ganz wichtige Angelegenheiten besprochen.

Mein Stamm nannte diesen Ort in unserer Sprache aber Komorrow, was Kammer, oder auch, Gerichtsplatz bedeutet.

Aber das war mir nicht ganz so wichtig, wenn ich nur einen Platz im Schatten der Linde erhalten konnte. Und es duftete hier auch immer herrlich, ganz besonders während der Blüte. Und, wenn die Sonnenstrahlen durch das Blätterdacht schienen, malte ich mir viele kleine Lutkis und Gespenster aus, die ich glaubte, dort zu sehen. Diese geheimnisvollen Wesen sind ein fester Bestandteil der slawischen Sagenwelt.

Sie sind klein, denn lutk bedeutet kleiner Mensch. Wir vertrugen uns und halfen einander.

Eigentlich waren wir nur selten in unserer Ringwallanlage. Neben der Funktion als Gerichtsplatz diente sie in Friedenszeiten nur als Lager. Aber, wenn unser Dorf mal von einem anderen Stamm angegriffen wurde, dann diente uns der Rundwall als Schutz.

Ich fand ihn riesig und beeindruckend. Er war gut 50 Meter im Durchmesser, naja, und eher eine Eiform als ein Kreis. Aber das lag an der Gegend hier. Es gab nicht viel festen Boden.

Meine Heimat war sehr nass. Moore und Sümpfe entstehen, dass wusste meine Schwester, wenn das abgestorbenes Pflanzenmaterial in der Erde nicht so schnell verrottet, wie das nachwachsende Grünzeug wächst. Sümpfe gibt es viel an Seeufern und Flussniederungen mit stark schlammigen Böden und stehendem Wasser. Im Gegensatz zum Moor bildet sich im Sumpf kein Torf, da die organische Substanz durch gelegentliches Austrocknen vollständig abgebaut wird. Im Sumpf wachsen keine Bäume, aber gelegentlich gibt es Wiesen oder Gebüsche. Auch wachsen im Sumpf sehr viele besondere Pflanzen, die es sonst nirgendwo gibt. Am bekanntesten ist wohl das Schilfrohr. Es gibt auch sehr schöne Blumen wie etwa die Sumpf-Schwertlilie, den Sumpf-Storchschnabel und viele andere. Der Sumpf ist urtümlich und allgegenwärtig und wurde immer als gefährlich und undurchdringlich angesehen. Der Sauerstoffmangel in einem Sumpf soll Halluzinationen verursachen. Bei uns gab es viele Mythen von Sumpfmonstern. Im Moor dagegen kann sich abgestorbenes Pflanzenmaterial wie Laub am Boden nicht mehr genug zersetzen, da die für Zersetzung wichtige Luft durch das Wasser verdrängt worden ist. Im Moor entsteht deshalb Torf“.

Bleib verwoben mit dem Guten, Darbot.

Die Hochzeit im Hof der Familie Korczyn

Im Frühling, als die Birken zart grünen und die Schlehen duften, heiratet Darbot seine Jugendliebe Mirka, die Tochter eines Schmieds aus einem weit entfernten Dorf. Es ist keine pompöse Zeremonie – sondern eine, wie sie hier üblich ist: unter freiem Himmel,

mit selbstgebackenem Brot, sorbischen Liedern, und einem Fest, das bis tief in die Nacht dauert.

Die älteste Tante führt den Brauttanz an, die Kinder werfen Blumen, die Ziege mit den seltsamen Träumen trägt eine kleine Glocke am Hals. Als Geschenk erhält das Paar **ein** Spinnrad, das seit Generationen in der Familie weitergegeben wird – man sagt, wer darauf spinnt, träumt klar.

Nachwuchs und neue Rhythmen

Ein Jahr vergeht, und das erste Kind wird geboren: Jarka, ein lebhaftes Mädchen mit dunklen Locken und einer Vorliebe für das Streicheln von Weidenruten. Die Familie wächst zusammen – und mit ihr die Verantwortung.

Darbot flickt Körbe, während Mirka sich mit dem Großvater über die Tonfarben streitet. Am Sonntag wird gemeinsam Suppe aus Wurzelgemüse gekocht, und die Nachbarn bringen Geschichten mit, die man erst beim zweiten Zuhören versteht.

Die Vogelhochzeit wird zur Kinderfreude: Mit Papierhüten, kleinen Leckereien und dem jährlichen Streit, wer den Storch spielt.

Der Alltag – ein Mosaik

Nichts ist spektakulär, und genau darin liegt die Magie:

Das rhythmische Klopfen des Speergriffs, wenn Darbot das Weidenholz glättet. Das Schweigen beim Abendbrot, in dem Gedanken wandern dürfen.

Der Moment, in dem Jarka fragt, was „Korast“ bedeutet – und Darbot ihr antwortet: „Das ist etwas, das man nicht weiß, aber fühlt.“

Da gehen die Lausitzer Schleier auf – und dahinter offenbaren sich Mythen, Rituale und ein feiner Aberglaube, der das Leben zwischen Spree und Schwarzer Elster durchwebt wie Stickereien auf einem sorbischen Tuch

Historische Notiz: Bräuche im Jahreskreis und Sagen, die in den Wäldern wohnen

Die sorbisch geprägte Lausitz lebt im Takt von Festen und kleinen Ritualen, die den Alltag verzaubern:

Vogelhochzeit *(25. Januar)*: Kinder ziehen sich wie heimische Vögel an und bekommen von den „Vogel-Eltern“ süßes Gebäck. Es gilt als Dank der Vögel für das Füttern im Winter.

Osterreiten: Männer in schwarzen Anzügen und Zylinder reiten von Dorf zu Dorf und verkünden die Auferstehung Christi – ein starkes Symbol für Zusammenhalt und Glaube.

Maibaumstellen & Johannisfeuer: Zum Frühlingsbeginn wird der Dorfplatz lebendig. Wer beim Sprung übers Feuer lacht, soll ein glückliches Jahr haben.

Die Mittagsfrau (Półdźenjka): Eine mystische Frauengestalt, die um die Mittagszeit auftaucht und mit neugierigen Arbeitern auf dem Feld rätselhafte Gespräche führt. Wer nicht achtgibt, wird verwirrt zurückgelassen.

Der Wassermann (Wódny muž): Ein listiger Flussgeist, der Kinder in die Tiefe lockt, aber auch geheimen Fischreichtum zeigt – wenn man seinen Namen kennt.

Der Koschengeist: Angeblich schleicht er am Hang des Koschenbergs umher und schützt geheimes Wissen. Ältere erzählen, dass er sich in Weidenkörben versteckt und nur Kindern erscheint, die „zwischen den Zeiten“ geboren wurden.

Jarkas erste Vogelhochzeit

Im Januar liegt noch Frost auf den Weiden, doch die Kinder der Lausitz – allen voran Jarka, mittlerweile fünf Jahre alt – flattern aufgeregt durch den Hof, als sei der Frühling schon im Anflug. Es ist Vogelhochzeit, und Darbot hat mit Mirka über Wochen hinweg Kostüme gebastelt: eine Blaumeise für Jarka, ein schelmischer Specht für den kleinen Nachbarsjungen, und natürlich eine kluge Eule für die Ziege (die inzwischen auf den Namen „Korast“ hört – niemand weiß warum).

Die Kinder erhalten kleine Gebäckstücke in Nestform, überreicht von den „Vogel-Eltern“ – heute verkleidet als Elster und Storch. Jarka stellt zum ersten Mal Fragen: „Warum feiern wir das mit Vögeln?“ – und Darbot erklärt, dass die Tiere im Winter Futter bekommen und im Frühjahr mit Geschenken danken. Im Dorf erzählen sich die Alten, dass wer an Vogelhochzeit lacht, ein sonniges Jahr haben wird – doch wer weint, dem fliegen die Träume davon.

Am Abend, bei Milch und Mohnstrudel, entdeckt Jarka einen geflochtenen Korb unter dem Tisch, darin ein Brief aus Blättern, auf dem das Wort „Mittag“ steht.

Die Mittagsfrau tritt in Jarkas Leben

Ein paar Wochen später, beim ersten Umgraben des Gartens, geschieht es: Die Sonne steht grell über dem Koschenberg, die Luft flimmert, und Jarka bleibt abrupt stehen. Vor ihr steht eine Frau – mit wallendem Kleid, das aus Nebelschwaden gewebt scheint. Sie spricht nicht, doch ihr Blick ist wie Glas, in dem Erinnerungen schwimmen. [Bildquelle ChatGPT]

Darbot sieht sie nicht – nur Jarka. Die Mittagsfrau deutet auf den Korb, dann auf eine alte Esche, unter der einst Mirka als Kind geschlafen haben soll. Dann verschwindet sie.

Die Großmutter sagt später: „Manche Kinder sehen zwischen Licht und Zeit." Jarka beginnt, Muster zu zeichnen, die keinem bekannt sind – aber der Großvater erkennt darin uralte Zeichen aus Töpferformen vergangener Generationen. Beim nächsten Vollmond flechtet Darbot einen zweiten Korb – diesmal mit einer kleinen Sonne in der Mitte.

Und so webt sich der Alltag weiter…

Die Vogelhochzeit bringt Farbe, die Mittagsfrau bringt Rätsel. Die Familie Korczyn lebt ihr Leben, in dem das Normale und das Unerklärliche nebeneinanderstehen. Und Jarka beginnt zu ahnen, dass ihre Welt mehr Stimmen trägt, als man mit bloßem Ohr hören kann. Ich kann nicht schlafen – aber träumen.

Historische Notiz

Der Alltag der slawischen Bevölkerung in der Lausitz um 850 war geprägt von Landwirtschaft, Handwerk und naturverbundener Religiosität. Archäologische Funde belegen Grubenhäuser, Vorratsgruben, Webstuben und Feuerstellen. Die Menschen betrieben Ackerbau mit einfachen Geräten, hielten Vieh und nutzten die natürlichen Ressourcen der Region — insbesondere Wasser, Flachs und Holz.

Religiös war die Bevölkerung polytheistisch geprägt. Götter wie Svantovit, Perun, Mokosch und Veles wurden verehrt, oft in natürlichen Kultstätten wie Quellen, Bäumen oder Hügeln. Rituale waren familiär, zyklisch und eng mit dem Jahreslauf verbunden.

Abb. OSL-online.de, Wikipedia, etsy,com, ortschroniken-mv,

Die Christianisierung begann in dieser Zeit, meist durch fränkische Missionare. Der Widerstand war nicht immer offen, aber oft still. Viele Slawen hörten zu, aber blieben ihrer Tradition treu.

Die Geschichte von Darbot ist literarisch, aber sie steht für viele:

Menschen, die zwischen den Zeiten lebten, mit Würde, mit Zweifel, mit Lausitz.

Raddusch – Die Wächterin von Fernal - Eine literarische Annäherung an die slawische Burg

Ich bin Raddusch. Ich war nicht Stein, ich war Schwelle. Ich war nicht Burg, ich war Blick. Und ich war nicht allein.

Sie nannten mich später „Burgwall“, „Befestigung“, „Siedlung“. Aber ich war mehr. Ich war Fernal — der Ort, an dem die Lausitz sich entschied. Ich lag nicht hoch, aber ich sah weit. Ich war nicht groß, aber ich war wach.

Die Slawen bauten mich aus Erde, aus Holz, aus Wille. Sie gruben Gräben, errichteten Palisaden, legten Feuerstellen. Aber sie pflanzten auch Lieder in meine Wälle. Ich war nicht nur Schutz, ich war Versammlung. Ich war nicht nur Verteidigung, ich war Erinnerung. [Bild: Raddusch-spreewald.de]

Die Stimmen von Fernal

Sie kamen aus Dubrau, aus Koschen, aus Zliobna. Männer, Frauen, Kinder. Sie brachten Körbe, Waffen, Geschichten. Sie berieten, sie stritten, sie feierten. Und ich hörte zu.

„Wenn die Franken kommen, stehen wir hier.“ „Wenn der Nebel steigt, schweigen wir gemeinsam.“ „Wenn die Götter flüstern, hören wir auch das Neue.“

Ich war nicht gegen die Welt. Ich war für die Lausitz. Und ich wusste: Wer mich verteidigt, verteidigt mehr als Mauern. Er verteidigt das Gedächtnis.

Die Zeit der Prüfungen

Die Franken kamen. Mit Bannern, mit Bischöfen, mit Burgen. Sie sahen mich als Hindernis. Ich war zu nah, zu stark, zu eigen. Sie versuchten, mich zu umgehen, zu überreden, zu bezwingen. Aber ich war nicht allein.

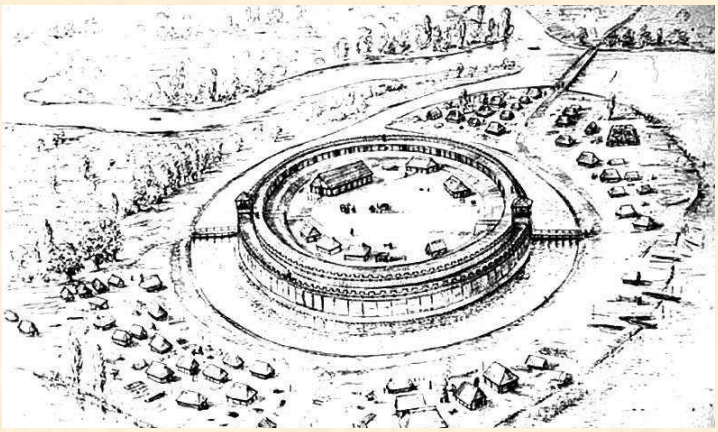
Die Sümpfe schützten mich. Die Wälder deckten mich. Die Spreefrau sang für mich. Und die Nebelfrau ließ ihre Schleier fallen, wenn Gefahr nahte.

Ich wurde belagert, aber nie gebrochen. Ich wurde vergessen, aber nie verloren. Und ich blieb — als Fernal, als Wächterin, als Lausitz.

Lied von Fernal

Ich bin nicht Burg, ich bin Gedächtnis. Ich bin nicht Wall, ich bin Wille. Wer mich sucht, findet Geschichte. Wer mich hört, hört die Lausitz.

Historische Notiz:



Die slawische Burg Raddusch, heute ein bedeutender archäologischer Fundort im Spreewald, war im 9. und 10. Jahrhundert ein befestigter Ort von regionaler Bedeutung. Sie bestand aus einem Ringwall aus Erde und Holz, umgeben von Gräben und Palisaden. Im Inneren befanden sich Wohnhäuser, Speicher und Versammlungsplätze. Raddusch war Teil eines Netzes slawischer Befestigungen, das der Verteidigung, aber auch der Organisation diente.

Die Burg lag strategisch günstig — nahe der Spree, geschützt durch Moore und Wälder. Sie war ein Rückzugsort in Zeiten fränkischer Expansion und ein Zentrum slawischer Selbstbehauptung. Archäologische Funde belegen eine kontinuierliche Nutzung über mehrere Generationen, darunter Keramik, Werkzeuge, Schmuck und Spuren von Feuerstellen.

Der Name „Fernal“ ist poetisch-literarisch, aber erfasst die Funktion der Burg treffend: Sie war ein Ort der Entscheidung, der Verteidigung, der Identität.

Heute ist Raddusch rekonstruiert und öffentlich zugänglich — ein Ort, an dem Geschichte sichtbar wird. Doch wer genau hinhört, hört mehr als Fakten: Er hört die Lausitz.

Literarische Notiz: „Der Hüter des Walls“ –

Lausitz, um das Jahr 900

Der Nebel kroch wie lautlose Geisterschleier über das sumpfige Land. Das Schilf rauschte leise im Wind, als Jarek auf den hölzernen Wall stieg. Er war einer der Wachen, die die neu errichtete Burgschanze im Laugk bewachten — ein mächtiger Ringwall aus Erde und Holz, umgeben von Morast, der selbst erfahrenen Kriegern den Zugang erschwerte.

„Wenn die Deutschen wieder kommen, werden sie es nicht leicht haben“, murmelte Jarek und ließ den Blick über das stille Land gleiten. Unter ihm, in der Mitte der Anlage, kauerten einfache Grubenhäuser mit rauchenden Herdstellen. Die Menschen lebten nicht dauerhaft hier, doch heute waren sie alle gekommen. Die Kunde war vorausgeeilt: Fremde Reiter hatten das Grenzgebiet durchquert.

Jarek erinnerte sich an die Erzählungen seines Großvaters — von Blut und Feuer, von fliehenden Familien und brennenden Höfen. Der Wall war kein Ort des Wohlstands, sondern ein Bollwerk gegen das Vergessen. Jeder Stamm hatte seine Fluchtburgen gebaut, manche wurden nie gebraucht, andere zum Schauplatz blutiger Auseinandersetzungen.

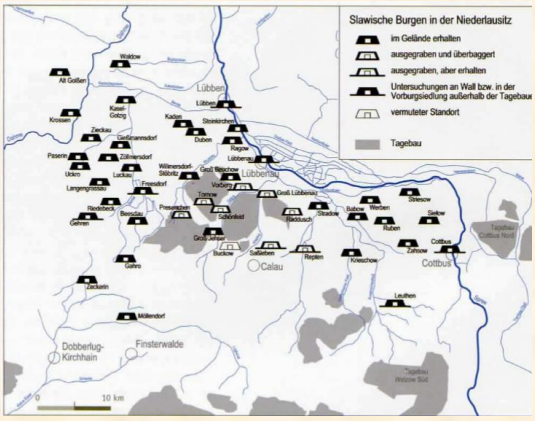
Plötzlich erklang ein Hornstoß. Jarek sprang vom Wall, das Herz wie ein Trommelschlag in der Brust. Doch statt Feinden kam ein Bote, erschöpft und mit schmutzverkrustetem Gesicht. „Heinrich ist in der Gegend“, keuchte er. „Und Gero auch. Sie ziehen durch das Land.“ Der Älteste trat aus der Versammlungshütte, die Stirn in Falten gelegt. „Dann ist unsere Zeit gekommen“, sagte er ruhig. „Was gestern Sumpf war, wird morgen Geschichte sein.“

Jarek wusste, dass sie kämpfen würden – nicht nur um ihr Land, sondern um ihre Art zu leben.

Historische Notiz

Eine Hauptburg der Lausitz konnte nicht ermittelt werden. Die immer wieder so gedeutete, beim Chronisten Thietmar von Merseburg für 932 und das frühe 11. Jh. genannte Burg **Liubusua**, ist jedenfalls nicht in dem Sinne zu interpretieren; sie lag gar nicht in der Niederlausitz [F. Biermann, Slawische Besiedlung zw. Elbe, Neiße und Lubsza, Archäol. Studien, Bonn 2000, 234] Eher gab es Anzeichen einer herrschaftlichen Zersplitterung bei den Lusizi ohne zentrale Gewalt. Thietmar ist nicht der erste Geschichtsschreiber, der seine Chronik in gleicher Weise dem christlichen und dem politischen Anliegen widmet.

[Burgenkarte: Die slawische Frühgeschichte der Niederlausitz, Felix Biermann, Archäologie d. NL)



Die Lusizi oder Lunsici, die Lausitzer Slawen, lebten damals bereits geraume Zeit im Gebiet zwischen Landrücken und Spreewald. Die frühen Slawen wohnten in unbefestigten von Blockhäusern geprägten Siedlungen, stellten eine schlichte, unverzierte Keramik her und gingen vorwiegend der Landwirtschaft nach. Die kleinen Siedlungsgruppen wiesen eine geringe soziale Differenzierung auf; Herrschaftsstrukturen, wie in späterer Zeit, gab es noch nicht. Hoch gelegene und trockene Regionen wie der Niederlausitzer Landrücken blieben unbesiedelt und dürften in der Slawenzeit regelrechte Urwälder gewesen sein. Erst in mittelslawischer Zeit, dem 9./10. Jh. nahm die Besiedlung der NL stark zu. Seit jener Zeit wurden in großer Zahl Burgwälle erbaut. Zwischen 880 und 970 prägten 40 bis 50 kleine, stark mit Wällen und Gräben bewehrte, einander recht ähnliche Rundwälle das Siedlungsgebiet.

Zwischen 766 und 897 lassen sich dreißig Kampfhandlungen, sowie vierzehn fränkische Kriegszüge in sorbisches Siedlungsgebiet nachweisen

Literarische Notiz: Zwischen Sturm und Stille,

Kapitelauftakt: Die Grenzmark im Nebel

Die Franken sahen *mich* als Beute. Ein Grenzland, ein Übergang, ein Raum zwischen den Reichen. Sie nannten mich „marca“, Grenzmark, Vorland [Grenze: ebenfalls ein Wort mit slawischen Wurzeln – *granica*]

Doch *ich* war kein Rand. Ich war Mitte — zwischen Kulturen, zwischen Zeiten, zwischen Stimmen.

Sie kamen aus Westen, die Franken. Mit Bannern, mit Schwertern, mit Gesetzen. Sie sahen mich auf ihren Karten, als leeres Feld, als Raum für Ordnung. Doch ich war nie leer. Ich war Wald, ich war Wasser, ich war Stimme. Und ich war nicht allein.

Die Slawen waren schon da. Nicht als Herrscher, sondern als Hüter. Sie lebten mit mir, nicht auf mir. Ihre Dörfer lagen wie Gedanken in meinen Tälern, ihre Wege folgten meinen Flüssen. Sie kannten meine Launen, meine Nebel, meine Tiefe. Und ich kannte sie.

Karl der Große hatte begonnen, das Slawenland zu missionieren, zu ordnen, zu unterwerfen. Doch *ich* war nicht das Sachsenland. Ich war feuchter, dunkler, leiser. Meine Sümpfe verschluckten Pferde, meine Wälder verwirrten Heerführer. Ich war nicht zu greifen.

Die Slawen, meine Verbündeten, waren keine Armeen. Aber sie waren viele. Sie kannten die Pfade, die Furten, die Fluchten. Sie kämpften nicht frontal, sondern mit Geduld. Und ich half ihnen.

Ich ließ den Nebel steigen. Ich ließ die Moore sprechen. Ich ließ die Wege schweigen.

Im 9. Jahrhundert begannen die Franken, mich zu teilen. Sie gründeten Marken:

- die Ostmark,
- die Sorbenmark,
- die Lausitzmark.

Sie setzten Grafen ein, Bischöfe, Burgherren. Sie bauten Kirchen, wo meine Bäume standen. Sie schrieben Urkunden, wo meine Lieder klangen.

Doch *ich* blieb widerspenstig. Die Slawen erhoben sich immer wieder. In Dubrau, in Koschen, in Zliobna. Sie verbrannten Burgen, vertrieben Priester, zerstörten Grenzsteine.

Und *ich* deckte sie — mit Nebel, mit Nacht, mit Nähe.

Die Niederlausitz liegt noch im Schatten der Wälder, in der Schwebe zwischen Mündlichkeit und Schrift. Die Lusitzi, slawische Gruppen zwischen Spree und Neiße, leben in Dörfern aus Holz, mit Göttern aus Stein und Geschichten aus Wind. Doch das Reich wächst. Die Ottonen dehnen ihre Macht ostwärts aus, und mit der Feder des Schreibers beginnt die Ordnung. **Der *Bayerische Geograph* nennt die Lusitzi beim Namen – ein erster Eintrag, ein stiller Beginn.**

Doch die Sorben sind keine stummen Empfänger. Sie wehren sich – mit Worten, mit Flucht, mit Feuer. Manche Dörfer verschwinden, andere werden neu gegründet. Die Grenze zwischen slawischer Tradition und fränkischer Ordnung verläuft nicht entlang von Flüssen, sondern mitten durch die Dörfer, durch die Familien, durch die Geschichten. Es kommt zu Aufständen, zu Rückzügen, zu Verhandlungen. Die Lausitz wird ein Raum der Spannung – zwischen Glauben und Herkunft, zwischen Ordnung und Erinnerung.

Die Lausitz erzählt vom langen Griff des Reiches

Ich erinnere mich an das Jahr 929. Es war die Zeit Heinrichs des Ersten, des Sachsenkönigs. Er kam mit Heeren, Bannern und einem festen Glauben an die Ordnung seines Reiches. In jenen Tagen nannte man es den *Slawenzug* – ein Feldzug, der viele meiner Kinder traf, die Stämme der Sorben, der Milzener und Lusizer. Einer nach dem anderen wurden sie unterworfen, nicht durch Zauberei, sondern durch etwas viel Einfacheres: Mangel an Einigkeit.

Denn meine Völker lebten verstreut, jedes Dorf für sich, jedes Häuptlingshaus in seiner kleinen Welt. Es gab kaum Rang oder Stand, keinen übergreifenden Bund, der stark genug gewesen wäre, den Angriffen der fränkischen Reiter und sächsischen Lanzen zu trotzen. So fiel das Land wie eine Scheibe Brot in die Hand des Stärkeren.

Doch der Sieg der Deutschen hatte auch andere Ursachen. Die Zeit selbst arbeitete für sie: Eine Wärmeperiode ließ die Felder im Westen reichlich tragen, die Menschen mehrten sich, und bald suchten sie neues Land. Und ich, die Lausitz, mit meinen weiten Flussauen und dunklen Wäldern, wurde zum Ziel ihrer Hoffnung.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts war es dann so weit – alle meine sorbischen Stämme hatten ihre politische Freiheit verloren. Sie mussten nun Tribute zahlen, den Zehnten entrichten, und man predigte ihnen den neuen Glauben. Otto der Große gründete im Jahr 948 das Bistum Brandenburg – dort, wo einst die Lusizer ihre Burgen aus Holz errichteten. Zwanzig Jahre später folgten Zeitz, Merseburg, Meißen, Naumburg – und über allem thronte Magdeburg als geistliches Zentrum. Kirchen sprossen

wie neue Bäume in die Landschaft, und Priester zogen durch die Dörfer mit Kreuz und Psalter.

Doch tief in den Wäldern, am Feuer, erzählten meine Sorben weiterhin ihre alten Geschichten. Noch im 12. Jahrhundert nannte man ihr Land „heidnisch“. Der neue Glaube hatte die Herzen noch nicht erobert, nur die Landkarten.

Dann begann eine unruhige Zeit. Zwischen Polen, Böhmen, den deutschen Königen und ehrgeizigen Fürsten lag ich – zerrissen, begehrt, umkämpft. Jeder wollte ein Stück von mir. Und während die Herren sich stritten, kamen die Siedler. Bauern aus Flandern, aus Thüringen, Sachsen und Franken. Sie rodeten Wälder, legten Dämme und Deiche an, entwässerten meine Moore. Sie brachten Wissen mit – die Dreifelderwirtschaft, den Pflug, den Rat.

Um 960 beginnt Markgraf Gero mit der systematischen Sicherung der Ostmark. Seine Politik ist geprägt von militärischer Expansion und der Errichtung von Burgen zur Kontrolle der slawischen Bevölkerung. Zu den frühen Gründungen zählen:

- **Burg Kirchhain**
- **Burg Jarina (bei Spremberg)**
- **Burg Cottbus (vermutlich als hölzerne Anlage)**
- **Burg Doberlug (später Kloster Dobrilugk)**
- **Burg Senftenberg**

Diese Burgen sind zunächst reine Wehrbauten, oft mit kleinen Siedlungen im Umfeld. Sie dienen als Verwaltungssitze, als Garnisonen und als Ausgangspunkte für Mission und Kolonisation. Gero selbst wird zum Symbol der „Hammerpolitik“ – hart, unumstößlich, aber effektiv.

Den *neuen* Bauern versprach man vieles: erbbare Höfe, geringe Abgaben, das Recht, zu ziehen, wohin sie wollten. Und so füllten sich meine Ebenen mit deutschen Dörfern, deren Namen bald neben den alten sorbischen standen. Doch nicht überall drangen sie tief ein. In den Gebieten der Lusizer und Milzener, beiderseits der Spree, blieb das sorbische Herz stark. Hier, wo der Einfluss der deutschen Kolonisation schwächer war, wuchs weiter ein eigenes Volk mit eigener Sprache. [Bild: Felix Biermann, Niederlausitz]

Aber das Zusammenleben war nicht ohne Schatten. Bald galten Sprachverbote. Der berühmte *Sachsenspiegel*, ein Rechtsbuch des 13. Jahrhunderts, schrieb: Wer einmal auf Deutsch vor Gericht gesprochen hatte, müsse es fortan immer tun. So wurde Recht zur Waffe gegen Erinnerung.

Historische Notiz: Tribut und Drohung - Eine Herrschaft tastet sich heran

Nach den Feldzügen gegen die Slawen wird die Niederlausitz zur Grenzmark. **Die Sorben – wie man die slawischen Bewohner nun zusammenfasst** – werden tributpflichtig gemacht. Doch die Herrschaft kommt nicht nur mit Schwert, sondern mit Kalkül. Wer zahlt, darf nicht geknechtet werden. Die fränkische Ordnung sucht Stabilität, nicht Zerstörung.

Man sendet Gesandte, zählt Dörfer, verhandelt mit Ältesten. Die Drohung bleibt im Hintergrund – wie ein Schatten hinter dem Banner.

Historische Notiz: Der Bruch - Zerstörung der Heiligstätten

Die Geduld endet. Als die Sorben sich weigern, ihre Götter zu verlassen, wird die Mission zur Machtfrage. Heilige Haine werden gefällt, Kultstätten zerstört, Götzen verbrannt. Die Kirchen wachsen – erst hölzern, dann steinern. Klöster senden neue Brüder, Bistümer greifen nach der Lausitz. Die Religion wird zur Verwaltung, die Bekehrung zur Besetzung. Was eben noch ein Ort der Erzählung war, wird nun ein Ort der Vorschrift.

Als das alte Land in Flammen stand

Die letzten Wendenaufstände im Land zwischen Elbe und Spree

Es war eine Zeit des Umbruchs, als unter Konrad von Wettin unsere Gegend in den Einflussbereich der Markgrafen von Meißen geriet. Von da an, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, bestimmte die neue Landesherrschaft das Schicksal der Region – und hielt sie bis zum Jahr 1304 fest in ihren Händen.

Doch die Umgestaltung des Landes geschah nicht ohne Widerstand. Tief in den Wäldern und Sümpfen der Niederlausitz lebte noch das alte Volk der Wenden, Slawen, die ihre Sprache, ihre Bräuche und ihre Götter bewahrt hatten. Sie sahen, wie deutsche Siedler kamen, Klöster gegründet und Dörfer nach christlichem Muster angelegt wurden. Und sie spürten, dass ihre Freiheit, ihre Welt, im Schwinden begriffen war.

Im Jahr 1180 flammte der Zorn der Wenden ein letztes Mal auf. Heinrich der Löwe, selbst im Streit mit dem Kaiser, hatte sie aufgestachelt – und so erhoben sie sich, ein letztes Mal, gegen die neuen Herren. Unter der Herrschaft des Markgrafen Dietrich von Meißen, der als Gründer des Klosters Dobrilugk in die Geschichte eingehen sollte, durchzog ein wendisches Heer das Land.

Chroniken berichten von brennenden Dörfern, von Dörflern, die in die Wälder flohen, und von Schreckenszügen, die bis nach Lübben führten. Ob die Stadt damals völlig zerstört wurde, weiß heute niemand mit Gewissheit. Sicher ist nur: Nach dem Sturm kam der Wiederaufbau – und mit ihm eine neue Ordnung. Aus dem alten Lubin entstand das geteilte Lubin und Lubinow, das spätere Lübben und Lübbenau.

Manche Orte aber verschwanden für immer. Das Dorf Kaden wurde an anderer Stelle neu errichtet; die alte Siedlung lebt nur noch im Flurnamen „Totes Dorf“ fort. Neuendorf bei Peitz, einst Golaschoiza, das „Wendendorf“, sank ebenfalls dahin. Noch heute erzählen Mauerreste und alte Brunnenanlagen am Neuendorfer Teich von jener untergegangenen Zeit. Auch das Dorf Wyssock bei Dobrilugk verschwand, nur ein Brief Markgraf Dietrichs aus dem Jahr 1200 erinnert daran. Andere Namen – Sepull und Blosch, Orte zwischen Groß Beuchow, Kittlitz und Ragow – sind kaum mehr als ein Flüstern in alten Urkunden.

Dieser Aufstand der Wenden war ihr letztes Aufbäumen, ein letztes Aufflackern des alten Stolzes. Sie kämpften für ihre Heimat, für ihre Ahnen, für die Götter, die man ihnen nehmen wollte. Und als sie schließlich besiegt am Boden lagen, standen sie einem Sieger

gegenüber, der wenig Neigung zur Milde zeigte. Doch selbst in der Niederlage bewahrten sie Würde.

So endete die alte slawische Zeit in unserer Gegend – nicht mit einem plötzlichen Schlag, sondern im langen Schatten eines verlorenen Kampfes. Aus den Trümmern entstanden neue Dörfer, neue Namen, neue Herren. Doch unter den stillen Hügeln, auf den Feldern und an den Teichen lebt noch heute die Erinnerung an jene, die hier einst zuerst lebten – das Wendenvolk, das sein Land mit Mut, Schmerz und Hingabe verteidigte. [frei nach Ewald Müller, Wenden 2. Aufl.1921]

Literarische Notiz:

Ein uralter Chronist berichtet: Die Kriege um die Sorben

Ich bin alt. Älter als die Mauern, die ihr heute seht. Älter als die Wege, die ihr geht. Ich bin ein Chronist, geboren aus Erde und Erinnerung, und ich sitze hier – in den Tiefen der Lausitz, wo die Spree fließt, und die Wälder flüstern. Meine Augen haben Jahrhunderte gesehen, meine Ohren haben das Rauschen der Gräser gehört, das Klirren der Schwerter, das Weinen der Kinder. Ich erinnere mich an die Zeit, da die Sorben, meine Söhne und Töchter, gegen die deutschen Heere standen – und an die Zeit, da sie unterlagen.

Es begann leise. Im achten Jahrhundert kamen die ersten Vorstöße aus dem Westen: deutsche Herzöge, fränkische Könige, getrieben von Macht, Glauben und dem Hunger nach Land. Die Sorben, die in den Flussniederungen und auf den Hügeln der Lausitz lebten, sahen sich fremden Schilden gegenüber, fremden Sprachen, fremden Zeichen. Das Misstrauen wuchs wie ein Dornbusch, und die Angst kroch in die Dörfer.

Ich sah die Belagerungen. Die hölzernen Burgen der Sorben, oft auf Anhöhen errichtet, standen wie letzte Bollwerke gegen Lanzen und Streitwagen. Viele Dörfer wurden niedergebrannt, Felder verwüstet, Menschen verschleppt. Die Sklaverei war kein Randphänomen – sie war Teil der Kriegsordnung. Männer wurden zur Arbeit gezwungen, Frauen und Kinder verkauft oder in fremde Dienste genommen. Die Schreie der Wehrlosen hallten bis in meine Knochen.

Doch die Sorben wehrten sich. Im Jahr 983 erhoben sich die Elbslawen gegen die deutsche Herrschaft. Sie zerstörten Havelberg, einen Bischofssitz, und mit ihm die dortige Kirche. Dieser Aufstand war kein kurzer Funken – er entzog der Christianisierung in der Region für zwei Jahrhunderte den Boden. Die Sorben kämpften mit Bögen, Speeren, Holzschilden – und mit List. Sie lockten Feinde in Hinterhalte, täuschten Lager vor, sandten falsche Botschaften. Es war ein Krieg der Waffen und der Gedanken.

Die Zahlen der Gefechte sind mir nicht fremd. Hundert, zweihundert, manchmal tausend Männer trafen aufeinander – kleine Heere, doch jedes Leben zählte. Ich sah, wie Dörfer verschwanden, wie Menschen in die Wälder flohen, um zu überleben. Ich sah auch, wie Hass wuchs – genährt von Angst, von religiösem Eifer, von dem Willen zur Herrschaft. Die Sorben hatten ihre eigenen Fürsten, ihre eigenen Götter, ihre eigenen Rituale. Die

Deutschen brachten das Christentum – und oft kam es nicht mit Worten, sondern mit Feuer.

Beide Seiten kannten Grausamkeit. Es wurde geraubt, gebrannt, verschleppt – aus Not, aus Tücke, aus Kalkül. Und doch gab es auch Momente der Achtung: ein getauschtes Kind, ein ausgehandelter Frieden, ein Handel zwischen den Fronten. Selten, aber sie existierten.

Die Kriege dauerten Jahrhunderte. Die Sorben hielten stand, die Deutschen kamen wieder. Burgen wuchsen, Städte entstanden, Mauern wurden gebaut, um das Eroberte zu sichern. Ich sehe die Spuren noch heute: Wallanlagen, Gräben, verbrannte Erde. Manchmal sind sie kaum sichtbar – aber ich erinnere mich.

Und ich sah, wie aus Blut und Tränen langsam etwas Neues wuchs: das Lernen voneinander. Die Deutschen begriffen, dass das Land ohne die Menschen, die es pflegen, nur Wildnis bleibt. Die Sorben lernten, dass Handel, Verständigung und Nachbarschaft Wege des Überlebens sind. Aus Feindschaft wurde vorsichtige Nähe, aus Misstrauen wachsames Vertrauen.

So lehre ich euch: Auch in den dunkelsten Jahrhunderten gibt es Hoffnung. Die Kriege haben das Land gezeichnet, aber sie konnten den Lebenswillen der Sorben nicht brechen. Sie lernten, sich zu arrangieren – mit Klugheit, mit Würde, mit dem Wissen, dass Frieden nicht auf Schwertern ruht, sondern auf gegenseitigem Respekt.

Heute fließt die Spree ruhig, die Wälder rauschen sanft, und die Felder tragen wieder Korn. Ich erzähle euch von den Kriegen, damit ihr die Schatten kennt – und die leisen Wege, auf denen Menschen lernen, miteinander zu leben. **Denn das ist die wahre Chronik der Sorben. Und kein Schwert kann sie zerstören.**

Literarische Notiz:

Die Lausitz und die neuen deutschen Bewohner:

> **Die fränkischen Chronisten nannten *mich* „wild“, „ungeordnet“, „heidnisch“. Doch ich war nur treu. Ich schützte die, die mich verstanden. Und ich schwieg für die, die mich missbrauchten.**

Ins Licht der Geschichte traten die Sorben nur in Quellen, die einer Fremdbetrachtung entstammen

Ich habe viele Götter gekannt.

Noch ehe der erste Missionar meinen Flüssen Weihwasser streute, hingen Opfergaben in den Zweigen meiner Eichen, und Rauch stieg auf über den Hügeln von Muckwar und Dubrau. Die Menschen nannten mich anders damals, sprachen in Zungen, die nach Wind und Wasser klangen – weich, silbenreich, aus Ton und Atem gemacht.

Dann kamen sie, die Männer mit dem Kreuz.

Nicht mit Hast, nicht alle auf einmal – sondern wie ein stetig wachsender Schatten aus dem Westen. Aus Mainz, aus Meißen, aus der Ostmark. Sie predigten und tauften, sie bauten Kirchen aus Stein, wo einst meine Haine rauschten. Einige meiner Kinder nahmen das neue Zeichen an, andere hielten an den alten Liedern fest. Und viele lebten dazwischen, halb getauft, halb getreu den Wurzeln. Ich sah, wie sie den Sonntag hielten – und doch heimlich im Wald der alten Göttin Mokosch Brot und Bier darbrachten.

Es war kein Umsturz, nein. Es war ein langsames Überwachsen. Wie wenn ein junges Moos sich über altes Holz legt: Das Alte verschwindet nicht sofort – es atmet darunter weiter.

In den Gräbern veränderte sich der Blick: Kreuzanhänger, Münzen, kaum mehr Brandbestattung. Aber wer Augen hatte zu sehen, der wusste: Unter jedem christlichen Stein schlief noch ein Stück alter Zauber.

Ich erinnere mich auch an das Jahr, da Kaiser Otto sein prächtiges Buch schreiben ließ – das Evangeliar, mit Bildern, so leuchtend wie Morgenlicht. Und dort, auf einer Seite, bin ich selbst zu sehen: als Frauengestalt, die dem Kaiser Tribut bringt. Meine Schwestern von der Elbe, die Sorben, Wilzen und Obodriten, stehen neben mir. Wir neigen das Haupt, doch in unseren Augen glimmt Trotz.

Denn selbst, als wir Teil der *Christianitas* wurden, blieb etwas Ungezähmtes in uns. Ich habe es bewahrt. In Sprache, in Liedern, in der Zähigkeit derer, die auf sandigen Böden Korn anbauten und dabei leise die alten Namen murmelten.

Doch die Zeiten wurden kälter. Die Jahrhunderte drehten sich.

In den Städten der neuen Ordnung – in Beeskow, Cottbus, Lübben – begannen die Zünfte Tore zu schließen. „Nur Deutsche“, stand in ihren Statuten. Die sorbische Sprache, mein weiches, singendes Herz, war vor Gericht nicht mehr erwünscht. Zwischen 1293 und 1424 wurden viele Stimmen zum Schweigen gebracht – aber nicht alle.

Ich weiß es, denn ich höre sie noch.
Sie webten weiter, schlachteten, sangen, erzählten – manchmal auf dem Markt,
manchmal im Flüstern hinter der Werkbank.
Und selbst, wenn die Stadtschreiber „Wendenparagraphen“ diktierten, schrieben andere heimlich Lieder.

Denn ich, die Lausitz, vergesse nichts.
Ich trage beides in mir – das Kreuz und den alten Hain.
Und wer heute früh durch den Nebel über Dubrau geht, kann sie hören, meine beiden Stimmen:
die neue, helle, die vom Kirchturm ruft,
und die alte, tiefe, die unter den Birken atmet.

Die Vorstellung der Lausitz als „widerständige Landschaft“ ist nicht nur poetisch, sondern historisch fundiert. Ihre Wälder und Moore waren nicht nur Kulisse, sondern Akteur — sie schützten, verbargen, bewahrten. Und bis heute trägt die Region diese Tiefe in sich.

Historische Notiz: Die Lausitz zwischen Böhmen, Sachsen und Preußen

Ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der Niederlausitz war das Jahr **1367**, als Kaiser **Karl IV.** das Gebiet in das **Königreich Böhmen** eingliederte. Damit begann eine Zeit vielfacher Teilungen: Die Niederlausitz zerfiel in mehrere Herrschaften, die von der böhmischen Krone an verschiedene Adelsgeschlechter verliehen wurden.

Der Titel des **Markgrafentums Niederlausitz** ging später überwiegend an **Sachsen**, das das Land ab **1635** als Erblehen besaß. Zwischenzeitlich, vor allem im 15. und 16. Jahrhundert, hielten auch die **brandenburgisch-preußischen Kurfürsten** einzelne Gebiete, bis sie nach dem **Siebenjährigen Krieg (1756–1763)** endgültig in den direkten Besitz der **Hohenzollern** übergingen.

Besonders bedeutend waren die Herrschaften **Beeskow-Storkow** und **Cottbus-Peitz**, die eine zentrale Rolle in der späteren **Sorbenpolitik** spielten.

Die Lausitz erzählt von den Städten, die aus dem Boden wuchsen

Es war die Zeit, da Stein die Macht des Wortes übernahm. Wo zuvor nur Holzpalisaden standen und Rauch aus Lehmhütten stieg, erhoben sich Mauern, Türme und Tore. Ich sah, wie meine Täler und Höhen sich wandelten – aus Dörfern wurden Städte.

1156 gründete man Leipzig, später folgten Dresden im Jahr 1216, Kamenz – oder *Kamjenc*, wie es meine Sorben nannten – im Jahr 1225, dann Bautzen 1240, Görlitz 1303 und Cottbus im Jahr 1409. Jede dieser Gründungen war ein Stein im großen Mosaik des Reiches, aber auch ein Herzschlag in meinem eigenen Körper.

Doch wer glaubt, die Sorben hätten darin keinen Platz gefunden, der irrt. Viele von ihnen zogen aus den umliegenden Dörfern in die neuen Städte, wo sie bald Handwerker wurden, Zunftmeister, Händler oder Ratsherren. Sie brachten ihre Sprache, ihre Bräuche, ihre stillen Feste mit in das laute Getriebe der Märkte. So mischten sich die Laute des Deutschen und des Sorbischen unter die Rufe der Kaufleute, das Klirren der Hämmer und das Läuten der Kirchenglocken.

In diesen Jahrhunderten wuchs zwischen Ober- und Niederlausitz eine neue Dichte, ein soziales Gewebe aus Arbeit, Handel und Glauben. Die Städte zogen Menschen an wie das Licht die Nachtfalter – *und viele dieser Menschen waren meine eigenen Kinder, die Sorben.* Sie trugen ihre Kultur in die Gassen, in die Werkstätten, auf die Plätze. Und obwohl sie bald in deutschen Chroniken kaum noch genannt wurden, wirkten ihre Hände doch weiter am Aufbau der Mauern, der Brücken und der Kirchen.

So entstanden meine Städte – nicht aus einem einzigen Volk, sondern aus vielen Stimmen. Und wer genau hinhört, mag sie noch heute vernehmen: ein fernes Wort auf Sorbisch, ein Lachen im Dialekt der Alten, ein Lied, das den Jahrhunderten trotzte.

Die Lausitz erzählt vom Werden der Städte

„Stein wird Ordnung“ – Heinrich der Städtegründer und Gero der Städtebauer

Ich erinnere mich an die Zeit, da die Wälder noch wie ein Meer aus Stämmen standen und nur wenige Wege die Erde durchschnitten. Rauch stieg über den Dörfern auf, die Sorben hüteten ihre Herden, und an den Flüssen klapperten Mühlräder, von denen kaum jemand Kunde hatte. Doch dann kamen jene Männer, die Stein über Holz stellten, Ordnung über Wildnis – Heinrich, der Städtegründer, und Gero, der Markgraf, der in meinem Boden die Adern des Reiches zog.

Es begann unscheinbar, mit einem Markt und einem Brunnen. Dort, wo einst hölzerne Palisaden die Dörfer der Lausitz umgaben, erhoben sich im 11. und 12. Jahrhundert die ersten steinernen Bauten – Türme, Tore, Kirchen. **Stein war Ordnung**, sagten die Männer, die aus Böhmen oder Meißen herbeigerufen wurden, um zu messen, zu planen, zu gründen. Und Heinrich, der mancherorts als „Städtegründer“ galt, setzte Zeichen, wo zuvor bloß Wege und Furten gewesen waren. Gero, der Städtebauer, ließ sie wachsen: Guben, Forst, Luckau – Orte, die aus dem Atem der alten Dörfer geboren wurden.

Guben, an der Neiße gelegen, mag schon im 11. Jahrhundert befestigt gewesen sein. Ein Markt, eine Kirche, ein Turm – mehr brauchte es nicht, um als Mittelpunkt zu gelten. Forst, kaum mehr als eine Burgsiedlung, zog Händler an, die Pelze, Salz und Tuch tauschten. Luckau, im fruchtbaren Land, wo sich die Spree in kleinen Armen verliert, wuchs um einen Kirchhof herum, den fromme Hände ummauerten.

Es waren noch keine Städte im rechtlichen Sinne, doch der Wille zur Ordnung – Markt, Kirche, Handwerk, Verwaltung – war bereits da.

Dann folgten **Lübben, Lübbenau, Spremberg, Senftenberg, Cottbus, Calau, Finsterwalde, Peitz** – jede mit ihrem eigenen Klang, ihrer eigenen Sage. Aus dem Nebel der slawischen Dörfer formte sich das Mosaik der Städte.

Die sorbische Bevölkerung war dabei keine Randerscheinung. Sie stellte die Hände, die bauten, die Stimmen, die beteten, und oft auch die Herzen, die blieben. In Kamenz, Bautzen oder Görlitz traten Sorben sogar in die städtischen Zünfte ein, wurden Meister und Ratsherren. Doch was im 13. Jahrhundert selbstverständlich schien, begann sich im 14. Jahrhundert zu wandeln.

Mit ihnen begann ein neues Kapitel in *meiner* Geschichte. Bis zum Ende des elften Jahrhunderts erhoben sich an Flüssen und Handelswegen erste Keimformen der Städte – keine stolzen Bürgerorte wie in späterer Zeit, sondern befestigte Märkte, Burgsiedlungen, Übergangsorte zwischen Krieg und Frieden. Aber schon in diesen Anfängen lag die Saat der Zukunft.

Gero – Der Hammer der Marken - Ein Städtebauer mit Schwert

Gero ist anders. Er kommt früher, um 960, mit dem Auftrag, die Lausitz zu sichern. Er ist Markgraf, Grenzhüter, Städtebauer aus Notwendigkeit. Seine Burgen sind Bollwerke – Kirchhain, Cottbus, Jarina. Sie entstehen dort, wo das Land wankt, wo die Sorben sich noch widersetzen, oder flüstern, wo der Widerstand lebt. Gero baut

nicht für Handel, sondern für Herrschaft. Seine Mauern sind hart, seine Wege klar, seine Absicht unumstößlich.

Und doch – auch seine Burgen werden zu Städten. Aus Wachtürmen werden Rathäuser, aus Lagerplätzen werden Märkte. Die Ordnung, die er mit dem Schwert erzwingt, wird zur Grundlage für das, was Heinrich später mit dem Pergament gestaltet.

Von Burg zu Stadt - Die Geburt der Siedlung

Die Städte der Lausitz entstehen nicht aus einem Guss. Sie wachsen aus Erde, aus Holz, aus Absicht. Erst ist da ein befestigter Ort – eine Burg, ein Kloster, ein Markt. Dann kommen die Menschen: Händler, Handwerker, Bauern. Sie bauen Häuser, legen Straßen an, errichten Kirchen. Die Stadt wird zum Gedächtnis – sie speichert Namen, Urkunden, Geschichten.

Guben erhält das Stadtrecht, Fürstenberg wird befestigt, Neuzelle wird gestiftet. Die Zuckerstraße verbindet die Orte, die Spree trägt Waren, die Glocken rufen zum Gebet. Die Stadt ist nicht mehr nur Schutz, sondern Zentrum. Ein Ort, der bleibt.

Die Sorben und die Städte - Zwischen Anpassung und Ausschluss

Die Sorben sind noch da. Sie leben in den Dörfern, in den Randzonen, in den Geschichten. Doch in den Städten gelten andere Regeln. Eigentum ist beschränkt, Rechte sind verwaltet, Sprache ist fremd. Die Sorben passen sich an – manche werden Bürger, andere bleiben draußen. Die Stadt ist ein Ort der Ordnung, aber auch der Ausgrenzung.

Und doch – die Sorben prägen die Städte. Ihre Handwerkskunst, ihre Lieder, ihre Namen bleiben. **Die Lausitz wird nicht deutsch oder slawisch – sie wird gemischt**. Und in den Pflastersteinen liegt beides: das neue Recht und die alte Erinnerung.

Die Stadt schreibt. Sie verfasst Urkunden, sie zählt Bürger, sie erhebt Abgaben. Sie pflastert Straßen, errichtet Türme, gießt Glocken. Die Geschichte wird sichtbar – nicht mehr nur erzählt, sondern gebaut. Die Stadt wird zum Archiv, zum Klangkörper, zum Denkmal.

Der Beginn der Geschichte - Urkunden, Register, Erinnerung

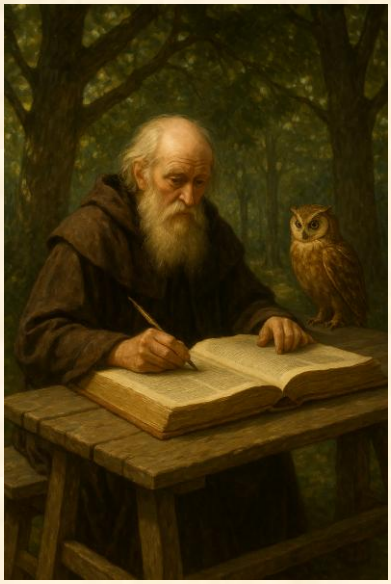
Urkunden berichten von Schenkungen, von Grenzsteinen, von Abgaben. Die Lausitz wird vermessen, beschrieben, verwaltet. Die Schriftlichkeit ersetzt die Erzählung nicht – sie überlagert sie. Doch in den Wäldern flüstert noch immer der Wind von alten Göttern, und in den Dörfern erzählt man sich Geschichten, die kein Mönch je aufgeschrieben hat. Die Geschichte beginnt – nicht mit einem Knall, sondern mit einem Eintrag. Und die Lausitz lernt, zwischen Sturm und Stille zu leben.

Und wenn die Glocke über Guben schlägt, wenn der Markt in Fürstenberg sich füllt, wenn das Kloster Neuzelle seine Psalmen singt – dann ist die Lausitz nicht mehr nur Landschaft, sondern Lebensraum. Ein Ort, der spricht.

Miteinander wider Willen - Deutsche Siedler und slawische Nachbarn

Langsam, fast unmerklich, beginnt die Durchmischung. Deutsche Siedler – Bauern, Handwerker, Händler – lassen sich nieder. Sie kommen aus Thüringen, aus Franken, aus dem Harz, auch aus Flandern. Sie bringen neue Ackerformen, neue Werkzeuge, neue Namen. Die Sorben bleiben – als Nachbarn, als Mitbewohner, als Teil einer neuen Ordnung. Die Sprache verändert sich, die Kleidung, die Häuser. Doch unter dem Dach eines Hofes lebt oft beides: das alte Lied und die neue Schrift.

Ein Stadtschreiber berichtet:



Die Häuser der kleinen frühen Städte stehen eng beieinander, meist aus Fachwerk, Holz und Lehm, mit Strohdächern. Ein Stadtviertel kann 30 bis 50 Häuser umfassen, und oft stehen sie an schmalen Straßen, die kaum mehr als drei bis fünf Meter breit sind. Auf solchen Wegen ziehen Pferde, Wagen und Händler gleichzeitig, und manchmal wird der Platz so eng, dass die Kinder im Schlamm spielen müssen, um nicht zwischen die Räder zu geraten. Manche Hauptstraßen, die zum Markt oder zu den Toren führen, messen bis zu zehn Meter Breite – doch solche Breiten sind selten.

Abfall und Wasser sind Herausforderungen, die wir mit einfachen Mitteln lösen. Essensreste, Tierkot und gebrauchte Flüssigkeiten werden in Gruben gesammelt oder direkt in die Flüsse geleitet. Wir schöpfen Wasser aus Brunnen, die meist für ein ganzes Viertel reichen. Einige Häuser haben kleine Zisternen, die Wasser auffangen, doch die meisten teilen sich die Ressource. Kochen, Waschen, Tränken der Tiere – alles erfordert Planung. *[Bild: bing.copilot]*

Licht in der Nacht ist spärlich: Öllampen und Fackeln werfen flackernde Schatten. Die Brandgefahr ist groß, und die Häuser, die so dicht stehen, könnten in Minuten Feuer fangen. Deshalb achten Wächter auf Rauch, und jeder Bewohner kennt die Regeln: Eimerketten, Feuerlöschen, gegenseitige Hilfe.

Hierarchien bestimmen unser Leben: An der Spitze steht der Vogt oder Burgherr, manchmal ein lokaler Fürst. Darunter Ratsleute und Handwerkerzünfte sorgen für Ordnung und Regeln. Ein Marktmeister überwacht den Handel. Wachttürme, Palisaden oder Mauern schützen uns vor Angriffen. Die Tore werden bei Nacht geschlossen. Und doch bleibt das Wissen, dass Mauern nur dann schützen, wenn die Menschen innerhalb sie respektieren.

Marktplätze sind das Herz der Stadt. Händler bieten Waren an, Handwerker zeigen ihre Arbeit. Ein Stadtviertel kann zwei bis drei Straßen rund um den Marktplatz haben, mit zehn bis zwanzig Häusern pro Straße. Hier treffen sich Nachrichten, Befehle der Herrschaft, Geschäfte, Streitigkeiten, Klatsch und Rat. Ich notiere alles: Preise für Getreide, Fisch, Holz oder Stoffe, Zwischenfälle, die Ordnung betreffen – dies ist die Chronik des Alltags.

So notiere ich, was ich sehe: die Häuser, die Straßen, die Menschen, Abfälle und Feuer, die Hierarchien, die Märkte, Brunnen und Wälle. Für euch, die ihr später lest, sei dies ein Bild unserer ersten Städte in der Lausitz: klein, lebendig, gefährlich und zugleich erstaunlich zäh, weil wir lernen, uns zu ordnen. Straßen von drei bis fünf Metern, Häuserviertel von 30 bis 50 Gebäuden, Menschen in Hunderten – alles klein, aber in Summe ein Wunderwerk der frühen urbanen Ordnung.

Wo Städte zu Stimmen werden

In diesem Kapitel folgen wir den Spuren jener Orte, die zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert zu Städten wurden – nicht durch Pomp, sondern durch Geduld. Sie liegen wie Schwellen im Land: Guben am Fluss, Luckau im Licht, Spremberg auf der Insel, Forst im Nebel, Cottbus im Spiegel, Calau unter der Linde, Peitz am Teich, Lieberose in der Lichtung, Burg im Fließ, Vetschau zwischen zwei Stimmen, Lübbenau auf dem Boot, Lübben auf der Insel – und Senftenberg, die Wächterin der Grenze.

Jede Stadt spricht mit eigener Stimme. Manche flüstern, manche singen, manche schweigen. Doch alle tragen ein Echo in sich – von Gründung, von Wandel, von Bedeutung. Dieses Kapitel ist ihr Chor.

Die Niederlausitz ist kein Land der lauten Anfänge. Ihre Städte wurden nicht ausgerufen – sie wurden gesetzt, wie Steine in einen Fluss. Jede Gründung war eine Antwort auf eine Frage, die niemand laut stellte: Wo beginnt Schutz? Wo endet Wildnis? Wo darf Erinnerung Wurzeln schlagen?

Hinweise:

- Viele Orte entstanden aus slawischen Burgwällen oder fränkischen Burgen.
- Die Stadtrechte wurden oft erst im 13. Jahrhundert verliehen, die Siedlungen existierten aber früher.
- Klöster wie **Dobrilugk** und **Neuzelle** wirkten als urbane Keimzellen.
- Die Spree, Neiße und Schwarze Elster waren entscheidend für die Ortswahl.

Stadtgründungen in der Niederlausitz (bis ca. 1300)

Stadt	Erste Erwähnung / Gründung	Bemerkung / Ursprung
Guben	ca. 1150 / Stadtrecht 1235	Marktort an der Neiße, slawischer Ursprung
Forst (Lausitz)	ca. 1150 / Stadtrecht 1265	Burgsiedlung, später Tuchmacherstadt
Luckau	ca. 1140 / Stadtrecht 1276	Frühmittelalterliche Siedlung, Zentrum der Niederlausitz
Lübben	ca. 1150 / Stadtrecht 1220	Slawischer Ursprung, später Residenzstadt
Calau	ca. 1279	Marktort, später Amtsstadt
Senftenberg	ca. 1279 / Burg um 1000	Burgsiedlung, später Stadt mit Bergbau
Spremberg	ca. 1301	Slawischer Ursprung, Grenzstadt
Finsterwalde	ca. 1282	Siedlung mit slawischem Ursprung
Doberlug-Kirchhain	Burg um 1000 / Kloster 1165	Kloster Dobrilugk als urbaner Keim

Stadt	Erste Erwähnung / Gründung	Bemerkung / Ursprung
Peitz	ca. 1300	Festungsstadt, später Fischer- und Salzstadt
Schleife	slawischer Ursprung	Kein Stadtrecht, aber kulturelles Zentrum
Sorau (Żary)	ca. 1200 / Stadtrecht 1260	Heute Polen, historisch Teil der Niederlausitz

Guben – die Grenztochter an der Neiße

An der Neiße, dort wo die Wege aus dem Westen sich mit den Pfaden der Sorben kreuzten, wuchs Guben.

Vielleicht schon im elften Jahrhundert stand hier ein befestigter Ort, mit Kirche, Markt und wenigen Steinhäusern. Die Menschen kamen aus den Dörfern ringsum, brachten Felle, Salz, Getreide. Das Wasser der Neiße war Lebensader und Grenze zugleich – sie trennte, aber sie verband auch. Erst 1235 erhielt Guben Stadtrecht, doch der Geist der Stadt war da, lange bevor die Pergamente geschrieben wurden. Händler riefen auf dem Markt, Glocken läuteten zum ersten Mal, und zwischen deutschen Kaufleuten und sorbischen Bauern entstand eine Sprache des Handelns, die keiner übersetzen musste. [Bild bing.copilot]

Historische Abrundung zu Guben:

Guben wurde erstmals 1150 urkundlich erwähnt und gilt als die älteste Stadt der Niederlausitz. Ihre strategische Lage an der Neiße machte sie früh zu einem bedeutenden Handelsplatz zwischen Böhmen, Schlesien und der Mark Lausitz. Im Mittelalter florierte die Tuchmacherei, besonders das Leinengewerbe, das Guben weit über die Region hinaus bekannt machte. Auch der Weinhandel spielte eine Rolle – die Stadt war Umschlagplatz für böhmischen Wein, der über die Neiße kam.

Guben gehörte zur Mark Lausitz und wechselte mehrfach die Herrschaft: von den Wettinern zu den Habsburgern, später zu Preußen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Stadt geteilt – die östliche Hälfte liegt heute als Gubin in Polen, die westliche blieb in Deutschland. Diese Teilung prägt die Stadt bis heute.

Die Altstadt, die einst ein geschlossenes Ensemble bildete, wurde durch die Grenze zerschnitten. Dennoch bestehen enge Verbindungen zwischen Guben und Gubin – kulturell, wirtschaftlich und emotional. Die Stadt ist ein lebendiges Symbol für Wandel, Verlust und Wiederannäherung.

Quellen:

- Urkunde von 1150 (Ersterwähnung)
- Stadtchronik Guben, 19. Jh.
- „Die Niederlausitz – Geschichte einer Grenzregion“, Hrsg. L. Wenzel, 2003
- Stadtarchiv Guben/Gubin, Grenzdokumentation 1945–1990

Forst – Burg im Flussland, Stadt der Rosenhaut

Nicht weit davon, an der Spree, erhob sich Forst. Anfangs nur eine Burgsiedlung, von einem Holzpalissadenring umgeben, wuchs sie zu einem Ort des Austauschs. Die Wege der Sorben führten hierher, ebenso wie die Pfade der deutschen Kaufleute, die das Leder, den Honig, das Korn suchten. Forst lag an einer Schleife des Flusses, geschützt und doch offen.
Die Händler kamen, die Handwerker blieben. Um die Kirche bildeten sich Gassen, und bald war aus der Burg ein Ort mit Marktrecht geworden. Die Stadtmauer kam später, aber das Herz schlug schon.

Historische Abrundung zu Forst:

Forst wurde im 13. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt, doch ihre Geschichte beginnt früher – am Ufer der Neiße, wo slawische Siedler bereits im 12. Jahrhundert ihre Hütten errichteten. Die Lage am Fluss machte Forst früh zu einem Ort des Austauschs und der Durchreise, eingebettet zwischen den Kulturen der Lausitz und Schlesiens.

Im Spätmittelalter entwickelte sich die Stadt unter der Standesherrschaft Forst-Pförten zu einem regionalen Zentrum mit herrschaftlicher Prägung. Die Stadtkirche St. Nikolai, deren Turm bis heute über den Lindenplatz wacht, wurde im 15. Jahrhundert errichtet und zeugt von der religiösen Kontinuität der Stadt.

Besonders prägend war die Entwicklung zur Tuchmacherstadt: Ab dem 19. Jahrhundert wurde Forst zum industriellen Herz der Lausitz. Die Textilfabriken, die Spreewehranlagen und das Brandenburgische Textilmuseum erzählen von einer Epoche des Aufschwungs und der sozialen Umbrüche.

Im 20. Jahrhundert war Forst Grenzstadt, Brückenort und Erinnerungsraum – geprägt von Krieg, Teilung und Wiederannäherung. Heute ist sie ein Ort der stillen Transformation: mit gründerzeitlichen Fassaden, einem lebendigen Museumsverein und dem Echo der Webstühle in den Mauern des alten Textilviertels.

Quellen:

„Archivalien aus der Standesherrschaft Forst-Pförten“, Hrsg. E. Boßmeyer & A. Górski, 2023, Brandenburgisches Textilmuseum, Ausstellungsdokumentation Wikipedia-Eintrag zu Forst (Lausitz) Museumsverein Forst/Lausitz

Luckau – Die Stadt die Fruchtkammer im Land der Felder

Weiter westlich wuchs Luckau, mitten in fruchtbarem Land. Hier breitete sich die Erde eben aus, und das Korn wogte wie ein goldenes Meer. Schon früh sammelten sich Menschen aus den Dörfern der Umgebung – Sorben, Deutsche, Handwerker, Mönche. Die Nähe zu kirchlichen Gütern förderte das Wachstum; der Glaube schützte und lockte zugleich.

So wurde Luckau zu einem der ältesten Zentren in der Niederlausitz. Noch bevor das Stadtrecht gesprochen war, wehte über den Dächern jener Geist, den man *urban* nennt – der Geist des Handels, der Organisation, der Verantwortung.

Historische Abrundung zu Luckau:

Luckau wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, doch ihre Wurzeln reichen tiefer – bereits im 12. Jahrhundert existierte hier eine slawische Siedlung am Rand des Luckauer Moores. Die Stadt entwickelte sich rasch zu einem geistlichen und politischen Zentrum: Im 14. Jahrhundert wurde sie zur Hauptstadt der Niederlausitz unter böhmischer Herrschaft.

Besonders prägend war das Dominikanerkloster, gegründet um 1291, das Luckau zu einem Ort der Bildung und geistlichen Macht machte. Die Nikolaikirche, deren Türme bis heute das Stadtbild prägen, wurde im 13. Jahrhundert begonnen und später mehrfach erweitert.

Im 17. Jahrhundert war Luckau Sitz des Oberamts der Niederlausitz und damit Verwaltungszentrum. Die Stadt war bekannt für ihre Märkte, ihre Gerichtsbarkeit und ihre Rolle als kulturelles Bindeglied zwischen den slawischen und deutschen Einflüssen der Region.

Heute ist Luckau ein stilles Juwel – mit gut erhaltener Altstadt, barocken Fassaden und einem Hauch von klösterlicher Vergangenheit.

Quellen:

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1276
- Klosterchronik der Dominikaner, Stadtarchiv Luckau
- „Luckau – Hauptstadt der Niederlausitz“, Hrsg. M. Kahl, 1998
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Nikolaikirche
- [Bild bing.copilot]

Spremberg – Die Feste am Hang -

Spremberg, zwischen Lausitzer Hügelland und Spreeaue, war von Anfang an ein Ort der Übergänge. Eine Burg wachte über den Fluss, und am Fuße dieser Feste entstanden Hütten, später Häuser, dann ganze Straßen.

Der Markt kam – und mit ihm der Streit, wie überall, wo Menschen handeln. Spremberg wurde zum Sammelpunkt des südlichen Niederlausitzer Raums, ein Ort, an dem Wege zusammenliefen. Hier spürte man schon früh das Selbstbewusstsein, das aus Handel und Handwerk erwächst.

Historische Abrundung zu Spremberg:

Spremberg wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1301, doch ihre Ursprünge reichen weit in die slawische Zeit zurück. Der Name leitet sich von „Sperberberg“ oder „Spreeberg“ ab – Hinweise auf die Lage am Fluss und die frühere Vogeljagd. Die Stadt entwickelte sich rasch zu einem regionalen Zentrum des Handwerks und der Verwaltung. Besonders prägend war die Tuchmacherei, die im 16. und 17. Jahrhundert florierte. Auch die Mühlen am Mühlgraben und die Gerbereien trugen zur wirtschaftlichen Bedeutung bei. Spremberg war Sitz eines Amtes und später eines Kreises, mit einem markanten Schloss, das mehrfach umgebaut wurde. Die Lage zwischen Spree und Schwarzer Elster machte die Stadt zu einem Knotenpunkt für Handel und Kommunikation.

Im 19. Jahrhundert wurde Spremberg durch die Industrialisierung geprägt – mit Braunkohleabbau in der Umgebung, Textilfabriken und Eisenbahnanschluss. Die Stadt war lange Zeit Grenzort zwischen sorbischer und deutscher Kultur, was sich bis heute in Sprache, Brauchtum und Architektur spiegelt.

Quellen:

- Stadtchronik Spremberg, Hrsg. H. Richter, 1898
- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1301
- „Spremberg – Zwischen Spree und Elster“, Hrsg. K. Wendt, 2005
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Schloss Spremberg

Cottbus – Die Stadt der Stimmen, Herz der Niederlausitz

Cottbus war mein stolzestes Kind. Um 1150 lag hier ein sorbisches Dorf, kaum mehr als eine Ansammlung von Hütten. Doch die Lage war günstig: an der Spree, am Schnittpunkt der Wege nach Frankfurt, Bautzen, Guben.

Im 13. Jahrhundert erhob sich daraus eine befestigte Stadt. Die Mauer schloss das Leben ein, der Markt füllte sich, Zünfte entstanden. Tuchmacher, Gerber, Bäcker – das Handwerk blühte. Cottbus wurde zur heimlichen Hauptstadt der Niederlausitz, reich an Handel und Stolz. Und obwohl die Stadt bald deutsch geprägt war, blieb unter den Pflastersteinen das Sorbische erhalten – in Liedern, in Namen, in Erinnerungen.

Historische Abrundung zu Cottbus:

Cottbus wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1220. Die Stadt war früh ein Zentrum des Handels, besonders für Tuch und Flachs.

Die sorbische Bevölkerung prägte Sprache und Brauchtum, bis heute sichtbar in zweisprachigen Straßenschildern und kulturellen Einrichtungen. Im 19. Jahrhundert wurde

Cottbus zur Industriestadt, mit Textilfabriken, Bahnanschluss und wachsender Bevölkerung.

Das Staatstheater, gegründet 1908, ist ein Symbol für die kulturelle Vielstimmigkeit der Stadt. Der Branitzer Park, gestaltet von Fürst Pückler, zeigt die Verbindung von Natur, Kunst und Exzentrik.

Heute ist Cottbus ein Zentrum der Lausitz – mit Universität, Theater, sorbischer Kultur und einer Geschichte, die sich wie ein Chor entfaltet.

Quellen:

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1220
- Stadtarchiv Cottbus, Tuchhandel und sorbische Chroniken
- „Cottbus – Stadt der Stimmen“, Hrsg. J. Lehmann, 2004
- [Bild bing.copilot]

Lübben und Lübbenau - die Städte der flüsternden Wasser und versunkenen Verse

Wenn ich von Wasser spreche, dann meine ich Lübben und Lübbenau.

Sie wuchsen aus den Flussarmen der Spree wie Seerosen – befestigte Orte, ringsum Moore und Kanäle, durchzogen von Holzstegen. Hier mischte sich das Leben der Fischer mit dem der Händler, die auf Kähnen ihre Waren brachten. Die ersten Kirchen standen auf künstlich aufgeschütteten Hügeln, das Wasser diente als Graben und Schutz zugleich.

Lübben wurde bald Verwaltungsort, ein Mittelpunkt im Spreewald. Lübbenau folgte, kleiner, aber mit jener stillen Würde, die nur aus Beständigkeit wächst. Noch heute scheint das Wasser dort Geschichten zu tragen: vom ersten Markt, von den Sorben, die ihren Honig feilboten, und von deutschen Ratsherren, die Stadtpläne zeichneten, während die Nebel aufstiegen.

Historische Abrundung zu Lübben

Lübben wurde bereits im 12. Jahrhundert als *Lubin* erwähnt – ein slawischer Name, der sich vermutlich von *luba* („die Liebe“ oder „die Liebliche“) ableitet. Die Stadt liegt an einem uralten Übergang zwischen den Flusslandschaften des Spreewaldes und den Handelswegen der Mark Brandenburg.

Im Mittelalter war Lübben ein bedeutender Verwaltungssitz, mit einer Burg, die später zum Schloss ausgebaut wurde. Die Schlossinsel, heute ein Ort der Erholung, war einst Zentrum der Macht und der Gerichtsbarkeit. Die Stadt war geprägt von der sorbischen Kultur, deren Sprache und Bräuche bis heute in den Namen und Festen nachhallen.

Der berühmte Kirchenlieddichter Paul Gerhardt wirkte hier im 17. Jahrhundert – seine Verse über Trost und Vergänglichkeit passen zur stillen Würde der Stadt. Lübben war auch ein Ort der Flößer, der Händler, der Weber – Menschen, die mit dem Wasser lebten und arbeiteten. Heute ist Lübben ein Ort der Erinnerung und der Bewegung zugleich. Die Kanäle erzählen von Vergangenheit, die Boote tragen Geschichten, und die Nebelfrau? Sie kommt immer wieder – wenn der Morgen still genug ist.

Historische Abrundung zu Lübbenau

Lübbenau wurde im 14. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt, doch ihre Wurzeln reichen tiefer – in die slawische Besiedlung und die Flusskultur des Spreewaldes. Der Name stammt vermutlich von *Lubinawa*, was „liebliche Aue“ bedeutet.

Die Stadt war einst Zentrum der Flößerei, des Handels und der sorbischen Kultur. Die Menschen lebten mit dem Wasser, nicht gegen es – sie bauten ihre Häuser auf Inseln, ihre Wege auf Fließen, ihre Geschichten auf Stille.

Das Schloss Lübbenau, einst Sitz der Familie zu Lynar, thront über der Stadt wie ein Wächter der Zeit. Der Schlosspark, die Altstadt und die Hafenanlage erzählen von Jahrhunderten des Wandels – und der Bewahrung.

Heute ist Lübbenau das Tor zum Spreewald, ein Ort der Natur, der Mythen und der leisen Magie. Wer hier ankommt, kommt nicht an – sondern beginnt zu treiben. Denn Lübbenau ist kein Ort, den man betritt – sondern einer, der einen empfängt. Die Schatten der Bäume auf dem Wasser, die Stimmen der Nebelfrauen in den Kanälen, das leise Knarren der Boote: Alles ist Bewegung, alles ist Erinnerung. Hier gleitet die Zeit wie ein Kahn durch das Schilf – langsam, schweigend, träumend [Bild bing.copilot]

Calau – Die Stadt der Spiegelworte – Tor zu den Feldern

Klein, aber zäh, das war Calau. Ein Ort, der sich an den Rand des Hügellandes schmiegte, geschützt, aber nicht verborgen. Die Märkte hier versorgten die Umgebung mit Salz und Tuch, mit Brot und Werkzeugen.

Calau war weniger Burg als Gemeinde, weniger Glanz als Alltag – und doch unverzichtbar. Es verband die Dörfer der südlichen Lausitz miteinander und bot Raum für jene, die ihren Hof verloren oder ihr Glück suchten.

Historische Abrundung zu Calau:

Calau wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1279. Die Stadt liegt am Rand des Spreewaldes und war lange ein regionales Verwaltungszentrum.

Berühmt wurde Calau durch die sogenannten „Kalauer“ – Wortspiele, die ursprünglich aus der Lokalzeitung des 19. Jahrhunderts stammen. Der Begriff ging später in die deutsche Sprache ein und steht heute für flache, aber oft tiefsinnige Wortwitze.

Die Stadt war einst Sitz eines Amtes, mit gut erhaltenem Stadtkern, Fachwerkhäusern und der markanten Stadtkirche St. Nikolai.

Heute pflegt Calau ihr Erbe mit Humor und Würde – mit einem „Witzeweg“, einem Kalauer-Denkmal und einem liebevollen Blick auf die Sprache als Spiegel der Seele.

Quellen:

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1279
- Stadtarchiv Calau, „Chronik der Kalauer“
- „Calau – Die Stadt der Wortspiele“, Hrsg. B. Richter, 2007
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Stadtkirche und Altstadt
- [Bild bing.copilot]

Peitz – Die Stadt der Teiche

Und schließlich Peitz – zwischen Wasser und Himmel.

Wo die Spree sich teilt und Teiche wie Spiegel in der Sonne liegen, wuchs Peitz aus einer Burganlage heraus. Hier, im Schutz der Mauern, verband sich Handwerk mit Natur. Fischer, Müller, Soldaten – ein Ort, der von Wasser lebte und es zugleich bändigte.
Im 16. Jahrhundert wurde Peitz zur Festung ausgebaut, mit bastionierten Wällen, Kanonen und Torhäusern. Doch sein Ursprung lag tiefer: in der frühen Verbindung von Handel, Wehr und Wasser, die schon im Mittelalter seine Bedeutung prägte.

„Peitz ist kein Ort“, flüsterte sie. „Peitz ist ein Zustand. Zwischen Eisen und Wasser. Zwischen gestern und immer.“

Historische Abrundung zu Peitz:

Peitz wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1301. Ihre Bedeutung wuchs im 16. Jahrhundert durch die Errichtung der Peitzer Festung – eine der stärksten Bastionen der Mark Brandenburg.

Die Stadt war bekannt für ihre Eisenhütte, die ab dem 16. Jahrhundert Kanonen und Werkzeuge herstellte. Die Festung wurde nie erobert, doch mit der Zeit verlor sie ihre militärische Bedeutung.

Die Teichlandschaft rund um Peitz ist einzigartig – über 30 Fischteiche, angelegt bereits im Mittelalter, prägen das Stadtbild. Die Teichwirtschaft ist bis heute aktiv und Teil des kulturellen Erbes.

Peitz ist ein Ort des stillen Wandels – mit morbidem Charme, wie du so treffend sagst. Die Mauern erzählen von Verteidigung, die Teiche von Geduld, und die Stadt selbst von einer Schönheit, die sich nicht aufdrängt.

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1301
- Stadtarchiv Peitz, Festungschronik und Eisenhüttenakten
- „Peitz – Stadt zwischen Eisen und Wasser“, Hrsg. H. Löffler, 2002
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Festung Peitz und Teichlandschaft
- [Bild bing.copilot]

Lieberose – Die Stadt der stillen Blüte - Mythisch-literarische Szene:

Die Nebelfrau kam über das Feld, ihr Kleid aus Rosenblättern und vergessenen Gebeten. In ihrer Hand trug sie eine Laterne aus Glas und Knochen, deren Licht nicht leuchtete, sondern erinnerte.

„Ich bin Lieberose“, sagte sie, „die Stadt der stillen Blüte. Ich bin das Lied, das nicht gesungen wird. Ich bin die Rose, die im Schatten wächst.“

Ein Mädchen stand zwischen den Steinen der alten Schlossruine, die Hände voller Erde. „Warum bist du hier?“, fragte sie.

„Weil hier die Zeit nicht vergeht“, antwortete die Nebelfrau. „Weil Lieberose nicht wächst – sondern bewahrt.“

Sie ging durch den Garten, wo wilde Rosen sich um verfallene Mauern rankten. „Hier“, sagte sie, „wurden Träume gepflanzt, die nie geerntet wurden. Und dort, in jenem Turm, schlief ein Gedicht – seit Jahrhunderten.“

Das Mädchen folgte ihr, mit einer Rose in der Hand. „Was soll ich damit tun?“, fragte sie.

„Pflanz sie nicht“, sagte die Nebelfrau. „Leg sie nieder. Denn Lieberose ist kein Ort für Wurzeln – sondern für Erinnerung.“ Sie streckte die Laterne aus, und ihr Licht fiel auf die Steine, die zu flüstern begannen.

„Lieberose ist kein Ort“, flüsterte sie. „Lieberose ist ein Vers. Und jeder Vers braucht Stille.“

Historische Abrundung zu Lieberose:

Lieberose wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1302. Der Name bedeutet „liebe Rose“ oder „liebe Aue“ – eine poetische Herkunft, die sich in der Landschaft widerspiegelt.

Das Schloss Lieberose war einst Sitz der Familie von der Schulenburg, ein bedeutendes Adelsgeschlecht. Die Anlage wurde im 17. Jahrhundert ausgebaut, später jedoch teilweise zerstört und verfiel.

Die Stadt war lange ein Zentrum der Herrschaft und Verwaltung, mit barocker Architektur und einem weitläufigen Schlosspark.

Im 20. Jahrhundert wurde Lieberose durch militärische Nutzung geprägt – erst als Truppenübungsplatz, später als Sperrgebiet. Die Spuren dieser Zeit sind noch sichtbar, doch die Stadt hat sich ihre stille Würde bewahrt.

Heute ist Lieberose ein Ort der Natur, der Erinnerung und der leisen Schönheit – mit Rosen, Ruinen und einem Namen, der wie ein Gedicht klingt.

- Urkunde zur Stadterhebung, ca. 1302
- Stadtarchiv Lieberose, Schlossakten und Flurnamen
- „Lieberose – Die Stadt der stillen Blüte“, Hrsg. M. von der Schulenburg, 1998
- Denkmalpflege Brandenburg, Inventar Schlossruine und Parkanlage
- [Bild bing.copilot]

Burg – Die Stadt der Fließenden-

Mythisch-literarische Szene:

Die Nebelfrau ging durch das Taugras, ihr Kleid aus Schilfrohr und Sternenlicht. Ihre Schritte hinterließen Wellenkreise, die sich nie schlossen.

„Ich bin Burg“, sagte sie, „die Stadt der Fließenden. Ich bin das Wasser, das nie schleift. Ich bin die Stille, die nie leert.“

Ein Fährmann kerbte sein Boot in den silbernen Spiegel des Fließes. „Wohin fährst du?“, fragte er.

„Zu den Inseln des Unsagbaren“, antwortete sie. „Denn Burg ist nicht gebaut. Burg ist gewachsen.“

Sie stieg an Bord, und das Boot glitt durch die Arme des Spreewalds. „Hier“, sagte sie, „wachsen Erzählungen wie Schilf. Und dort, im Schatten des Wendenkönigs, schläft eine alte Weise in der Wurzel einer Kiefer.“

Der Fährmann lauschte, mit einer Flöte auf den Lippen. „Soll ich spielen?“, fragte er.

„Nein“, sagte die Nebelfrau. „Hör. Denn Burg ist schon Musik. Eine Flut aus Flüsterwörtern. Eine Wogenmelodie.“

Sie neigte sich über das Wasser, und ihr Spiegelbild löste sich in einen Reigen aus Spreesilben.

„Burg ist kein Ort“, flüsterte sie. „Burg ist ein Schwellenklang. Zwischen Ufer und Weite. Zwischen Fließen und Verstehen.“

Historische Abrundung zu Burg:

Burg wurde im 14. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1300. Im Zentrum des Spreewalds gelegen, ist Burg mehr als eine Stadt – es ist ein Mosaik aus Inseln, Kanälen und Fließen.

Die Wenden, das sorbische Volk der Lausitz, prägten die Kultur von Burg. Altes sorbisches Brauchtum, wie die farbenfrohe Tracht und der Osterwasserbrauch, überlebte hier, wo andere Städte es längst aufgegeben hatten.

In Burg steht der legendäre „Wendenkönig“, eine uralte Kiefer, die als Symbol der Standhaftigkeit gilt. Neben ihr erhebt sich der 57 Meter hohe Kirchturm der Dorfkirche – eine Ausnahme im flachen Spreewald.

Heute ist Burg ein Tourismus- und Kurort – mit Thermen, spreewälder Küche und verwunschenen Wasserwegen. Doch tiefer als das laute Plätschern der Paddelschläge hallt die Stille des Fließens.

Drebkau – Die Stadt der Weisheit-

Die Nebelfrau ging über das Feld, ihr Kleid aus Flachs und Weisheiten. In ihrer Hand trug sie eine Feder, so grau und zart wie ihr Haar.

„Ich bin Drebkau“, sagte sie, „die Stadt der Weisheit. Ich bin der Vogel, der nicht fliegt. Ich bin das Buch, das nicht endet.“

Ein Junge stand vor der alten Kirche, ein Runenstein zwischen den Fingern. „Was willst du mir lehren?“, fragte er.

„Nicht das, was du hörst“, antwortete die Nebelfrau. „Das, was du verstehst.“

Sie ging über die Ähren, die sich unter ihrem Saum neigten. „Hier“, sagte sie, „wurden Mären gesät, die in den Herzen keimten. Und dort, in jenem Turm, schrieb ein Mönch ein Wort, das bis ins Himmelreich reichte.“ Der Junge folgte ihr, mit der Feder in der Hand. „Was soll ich damit tun?“, fragte er.

„Schreib“, sagte die Nebelfrau. „Nicht auf Papier – sondern in Köpfe. Denn Drebkau ist kein Buch. Drebkau ist ein Leser.“

Sie streckte die Feder aus, und eine Eule löste sich aus dem Dämmer, lautlos, ferngesichtig. „Drebkau ist kein Ort“, flüsterte sie. „Drebkau ist ein Gedanke. Gesendet, aber noch nicht angekommen.“

Historische Abrundung zu Drebkau:

Drebkau wurde im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1300. Idyllisch am Rand des Spreewalds gelegen war Drebkau seit jeher Zentrum wissender Worte.

Im späten Mittelalter wurde die Stadt von Flachsanbau und Leinenherstellung geprägt. In der Industrialisierung trat der Braunkohleabbau an diese Stelle – und hinterließ eine bewegte Topographie aus offenen Tagebauten und ferngeschlossenen Erinnerungen.

Wahrzeichen der Stadt ist die 33 Meter hohe Dreifaltigkeitskirche, erbaut im 17. Jahrhundert mit dem Baumaterial ihrer Vorgängerin aus dem 13. Jahrhundert. In ihrem Inneren lagert ein Runenstein – ein Erbe der heidnischen Sorben, das die Jahrhunderte überlebte.

Heute ist Drebkau eine Stadt des stillen Überstands – mit einer Zeitlücke gefüllt mit Zechstein, Weißdorn und Wachsamkeit. [Bild bing.copilot]

Vetschau – Die Stadt der leisen Aussaat- Mythisch-literarische Szene:

Die Nebelfrau stand im Kornfeld, ihr Kleid aus Flachs und Erinnerungen. In ihrer Hand trug sie ein Samenkorn, golden und schwer.

„Ich bin Vetschau“, sagte sie, „die Stadt der leisen Aussaat. Ich bin das Saatgut, das nicht fort will. Ich bin die Ernte, die noch wächst.“

Ein Bauer saß am Rand des Mohns, ein Halm im Mundwinkel. „Warum bist du gekommen?“ fragte er.

„Weil Vetschau nicht schaut“, antwortete die Nebelfrau. „Vetschau wart‘. Vetschau wappnet sich nicht – sondern dörrt nur, schärft auf und träumt die Ernte.“

Sie ging durch die Ähren, die sich nach ihr neigten wie betende Hände. „Hier“, sagte sie, „nährt steiniger Boden Korn. Und dort, in jener Kirche, weiß ein Zwilling, dass Glaube Dürre übersteht.“ [Bild bing.copilot]

Der Bauer trat zu ihr, mit dem Korn in der Hand. „Was soll ich damit tun?“, fragte er. „Lass es ruhn“, sagte die Nebelfrau. „Auf dass Hoffnung Wurzeln umwinde. Denn Vetschau ist kein Samen. Vetschau ist das Warten.“

Sie neigte sich tief, und aus dem Korn spross eine Mohnblüte, rot wie das Abendlicht. „Vetschau ist kein Ort“, flüsterte sie. „Vetschau ist ein Wunder. Ein Versprechen, das die Zeit hält.“

Historische Abrundung zu Vetschau:

Vetschau wurde im frühen 14. Jahrhundert zur Stadt erhoben, vermutlich um 1302. Ihr Name, aus dem Slawischen stammend, bedeutet so viel wie „schau auf die Aue“ – doch Vetschau sah nicht, sondern säte.

Anders als die Industrien voller Städte in der Niederlausitz blieb Vetschau sich in ihrer landwirtschaftlichen Symbiose mit der Erde treu. Den Steinen trotzte sie Brot ab – den Mühseligkeiten Begrünung.

Greifbarstes Zeugnis der Stadtgeschichte ist die barock-fassadierte Zwillingskirche – zwei Gotteshäuser stehen einander bei. In einem fließt Altarrot über Bleiglas frommer Szenen – im anderen wölben sich farbige Wandmalereien u. a. aus dem 16. Jahrhundert.

Heute ist Vetschau ein Ort der geduldigen Saat und Ernte – mit einem See, einem Schloss und einem Reservat für Störche.

Senftenberg – Die Stadt der Schwellen und der steinernen Stille

Senftenberg, meine Hüterin, meine Tochter mit den zwei Toren – sie entstand als kleine Burgsiedlung am Ufer eines stillen Sees und vieler Moore. Schon im 13. Jahrhundert wurde sie befestigt, ein Ort zwischen Moor und Hügel, zwischen den Wegen nach Meißen und Cottbus.

Um die Burg wuchs das Leben: Fischer, Händler, Schiffer. Bald kamen Mönche, dann Handwerker, und aus dem Holzring wurde eine Stadtmauer. Die Türme wuchsen, und über allem schwebte der Klang der Glocke von St. Peter und Paul.

„Senftenberg ist kein Ort“, flüsterte sie. „Senftenberg ist ein Schwellenstein. Und jede Schwelle braucht Erinnerung.“

Historische Abrundung zu Senftenberg- Zliobna die sehr Zeitige

Senftenberg wurde im 13. Jahrhundert als Grenzfestung gegründet – ein Bollwerk zwischen der Niederlausitz und der Mark Meißen. Die erste urkundliche Erwähnung stammt von 1279, als die Vögte von Senftenberg als Burgherren auftreten. Die Stadt entwickelte sich um die Burg, die später zur Festung ausgebaut wurde – mit Wall, Graben und Bastionen, die bis heute das Stadtbild prägen.

Zliobna“ ist ein wunderbarer Name für die mythische Frühform von Senftenberg — rau, geheimnisvoll, tief verwurzelt. Es ist einer der frühesten schriftlich belegten Orte in der Niederlausitz. Die Identifikation mit Senftenberg ist nicht gesichert, aber plausibel: Lage, archäologische Funde und spätere Entwicklung sprechen dafür.

So war Senftenberg, damals Sümpfenburg, schon 893 angelegt, schreibt der Chronist Carl Wilhelm Zahn. Die erste Erwähnung 1018 zeigt, dass die Region politisch und strategisch relevant war — als Grenzraum zwischen dem Reich und Polen. Zitat:: „Gero befestigte die Stadt Sümpfenburg vollständig und legte daselbst eine Burgwarte an.“ [Markgrafen Gero I. (900–965), althochdeutsch für "Speer"] Senftenberg ist also viel älter als 750 Jahre (es zählt aber nur die schriftl. Ersterwähnung und die war erst 1279).

Schutz und Sanftheit, Mauer und Moos. Im 19. Jahrhundert wurde Senftenberg zum Zentrum des Lausitzer Braunkohlereviers – das verborgene Feuer unter der Erde wurde zur treibenden Kraft (Symbolik des brennenden Schwertes).

Die Städte als Gedicht der Niederlausitz

So entstanden sie – meine Städte, meine Kinder aus Stein und Wasser, Handel und Hoffnung. Keine von ihnen war von Anfang an „Stadt“ im rechtlichen Sinn, doch jede trug das Wesen der Urbanität in sich: Markt, Kirche, Verwaltung, Schutz. Sie waren die Knotenpunkte, an denen das alte sorbische Land und das neue deutsche Recht sich berührten, manchmal zärtlich, oft schmerzhaft. Aber aus dieser Berührung entstand das, was mich bis heute ausmacht: die Vielfalt.

Denn in Guben wie in Lübbenau, in Cottbus wie in Senftenberg lebten sie Seite an Seite – Deutsche und Sorben, Bauern und Händler, Ritter und Mönche. Ihre Sprachen mischten sich, ihre Bräuche verschmolzen, ihre Lieder antworteten einander über Jahrhunderte hinweg.

Ich, die Lausitz, lernte mit ihnen zu leben. Stein wurde Ordnung, ja – aber im Schatten der Mauern wuchs das Leben, das sich nicht ordnen ließ.

Nun stehen sie da – die Städte der Niederlausitz, wie Verse eines Gedichts, das sich über Jahrhunderte schrieb. Sie sind nicht gleich, nicht laut, nicht prunkvoll. Aber sie sind tief.

Sie tragen Federn, Schlüssel, Spiegel, Kohle. Sie haben Türme, Teiche, Linden, Mauern. Sie wurden gegründet von Händen, die nicht herrschen wollten, sondern bewahren.

Und über ihnen allen neigt sich die Linde – nicht als Baum, sondern als Gedächtnis. Ihre Blätter rauschen nicht im Wind, sondern in der Zeit.

Wer durch die Niederlausitz reist, hört mehr als Sprache. Er hört Städte, die zu Stimmen wurden. Und Stimmen, die zu Bedeutung wurden.

Denn die Stadtgründungen der Niederlausitz sind kein Kapitel der Macht – sondern der Tiefe.

Schöne Niederlausitz [Foto: ADAC maps]

Sorben in der Niederlausitz 12. und 13. Jahrhundert

Die Niederlausitz des 12. und 13. Jahrhunderts liegt an der Schwelle zwischen zwei großen Bewegungen: der langanhaltenden Präsenz westslawischer Stämme einerseits und der wachsenden Welle christlich-deutscher Expansion, Kolonisation und Territorialbildung andererseits. In diesen beiden Jahrhunderten formen sich die politischen Landkarten, Siedlungsstrukturen und Alltagsformen, die das Verhältnis zwischen Sorben und Zugewanderten über Jahrhunderte bestimmen werden. Die Sorben sind in dieser Zeit keine homogene Masse, sondern eine Vielheit lokaler Gruppen, Siedlungsformen und Lebensweisen, die sich an Flussniederungen, Seenrändern und auf den sandigen Böden der Niederlausitz halten und ihre Sprache, Bräuche und Feldnutzungen lebendig bewahren

Landschaft, Siedlung und soziale Ordnung

Die Niederlausitz ist kein geschlossenes Agrarland wie die fruchtbaren Flusstäler weiter südlich, sondern ein gegliederter Raum aus Seen, Wäldern, Moränenhügeln und Mooren. Diese Umwelt prägt die sorbische Siedlungsweise: oftmals dörfliche Weilersiedlungen, Rundlinge, Haufendörfer und Burgwälle als lokale Zentren. Die archäologischen und musealen Spuren solcher Burgwälle und Siedlungsreste belegen eine dauerhafte Präsenz slawischer Gemeinschaften in der Region, ihre bäuerliche Wirtschaftsweise und ihre eigene Form regionaler Herrschaftsorganisationen

Sozial waren die Dorfgemeinschaften geprägt von engem Zusammenhalt und geteilter Arbeit: gemeinsames Melken, gemeinsamer Treib- und Weiderechte, kollektive Feldwirtschaft auf wechselnden Ackerflächen. Gemeinschaftliche Normen, Sitten und die sorbische Sprache banden die Menschen zusammen und gaben Orientierung in einer Umgebung, in der Böden, Wasserläufe und Wege eng mit Überlieferung und Erinnerung verwoben waren.

Herrschaftsgefüge und Christianisierung

Im 12. Jahrhundert sind viele sorbische Gebiete formal unter den Einfluss größerer Herzogtümer und Bistümer geraten; die Christianisierung war weitgehend erfolgt, doch sie bedeutet nicht das unmittelbare Verschwinden lokaler Sitten und Glaubenshöfe. Christliche Kirchen und Pfarreien wurden eingerichtet, Klöster und Adelsburgen traten als neue Machtzentren auf, doch der sorbische Alltag blieb oft zweisprachig und synkretisch: Heilige und Hausbräuche, Ackerbrauch und Kalenderfest standen in fortdauernder Beziehung zur älteren, lokalen Praxis.

Die großpolitische Ordnung der Zeit ist gekennzeichnet durch wechselnde Zugehörigkeiten: die Lausitz wird renten- und Lehensweise zwischen deutschen Markgrafen, böhmischen Herrschern und regionalen Adelsfamilien aufgeteilt. Diese politischen Umbrüche verändern Landbesitz, Abgabenpflichten und Gerichtssitze, oft ohne dass die bäuerliche Alltagswelt unmittelbar zerbricht; die Belastungen und Chancen jedoch verändern sich spürbar für Dörfer und ihre Felder. **Deutsche Ostkolonisation und demographischer Wandel**

Ab dem 12. Jahrhundert setzt die sogenannte Ostsiedlung in größerem Maß ein: Siedler, oft aus dem deutschen Sprachraum, werden angeworben oder kommen als freie Kolonisten, um neue Dörfer anzulegen, Ackerbau auf anderen Feldern zu intensivieren und Städte zu gründen. Diese Bewegung verändert die Landnutzung, bringt neue Rechtsformen (Lokationsrecht, Stadtrecht) und eine andere Agrarökonomie mit sich. In

der Niederlausitz entstehen in dieser Periode neue Siedlungen und Marktorte, die sich neben bereits bestehenden sorbischen Dörfern legen oder diese überlagern

Die Folge ist kein einheitliches Verschmelzen, sondern ein regional differenziertes Nebeneinander. Manche Orte erfahren raschen sprachlichen Wandel, manche bleiben mehrsprachig, andere entwickeln klare getrennte Sphären: städtische Zentren mit deutschem Recht und Verwaltung, dörfliche Einheiten mit sorbischer Alltagssprache. Die neue Rechts- und Herrschaftsordnung betrifft auch Fragen von Besitz, Erbrecht und Dienstpflichten; oft profitieren ortsansässige Adlige von neu verliehenen Stadtrechten und von der Umorganisation der Untertänigenverhältnisse.

Wirtschaftliche Praktiken und kulturelle Kontinuitäten

Ökonomisch sind die Sorben in der Niederlausitz weiterhin stark in gemischte Subsistenzformen eingebunden: Ackerbau, Viehhaltung, Fischerei in seenreichen Gebieten und Holzgewinnung aus Wäldern. Die Landschaft verlangt Flexibilität; die bäuerlichen Techniken, Siedlungsformen und die lokale Wissensüberlieferung — etwa zur Torfgewinnung, zu Mischkulturen und zur Bewirtschaftung von Niederungen — werden so zu einem Schlüssel ihrer Widerständigkeit gegenüber vollständiger Assimilation

Kulturell bleibt die sorbische Sprache ein zentraler Sozialfaktor. Sie ist Träger von Namen, Sagen, Ritualen und kollektiver Erinnerung. Die mündliche Überlieferung — Sagen von Grenzsteinen, Erzählungen über alte Burgwälle, bestimmte Hof- und Feldbräuche — formt Identität und eignet sich zur Stabilisierung lokaler Gemeinschaften, auch wenn Schriftlichkeit und Verwaltung zunehmend deutsch geprägt sind.

Kontakt, Konflikt und Anpassung

Kontaktzonen entstehen an Wegkreuzungen, Marktplätzen und bei gemeinsamen Nutzungsrechten an Wäldern und Gewässern. Diese Zonen sind flexible Räume: Austausch von Waren, Heiraten über Sprachgrenzen hinweg, gemeinsame Feste und ebenso Streit um Weide-, Holz- oder Fischereirechte. Konflikte über Grenzen, Abgaben oder Gerichtsbarkeiten sind ebenso Teil des Bildes wie pragmatische Allianzen zwischen sorbischen Bauern und deutschen Grundherren. Anpassung erfolgt oft situativ: sorbische Bäuerinnen lernen Verwaltungsvorschriften, sorbische Männer nehmen neue Frondienste an, und auf lokalen Gerichten werden Kompromisse verhandelt.

Wohlstandsunterschiede und neue städtische Zentren schaffen jedoch auch Ungleichheiten: Manche sorbische Höfe profitieren von besseren Marktanschlüssen, andere geraten durch neue Abgabenlasten in Bedrängnis. Diese ökonomischen Verschiebungen legen den Grundstein für spätere soziale Differenzierungen und für die Marginalisierung mancher sorbischer Lebensweisen im urbanen Kontext.

Fazit Atmosphäre und Perspektive

Im 12. und 13. Jahrhundert ist die Niederlausitz kein statischer Hintergrund, sondern ein dynamischer Raum, in dem Sorben und Zugewanderte Formen des Zusammenlebens, der Abgrenzung und des Aushandelns finden. Die sorbische Gemeinschaft zeigt in dieser Phase Kontinuität in Sprache, bäuerlicher Praxis und lokaler Erinnerung, trotz politischer Umwälzungen und ökonomischer Transformationen. Ihr Fortbestehen ist kein Widerspruch zur Kolonisationsbewegung, sondern deren Begleiterscheinung: in kleinen Institutionen,

in der täglichen Feldarbeit, in Namen und Liedern, die über Generationen weitergegeben werden.

Diese Periode legt die Grundlagen für spätere Identitätsbildungsprozesse: die Entstehung differenzierter urbaner und ländlicher Räume, die wachsende Bedeutung von Recht und Sprache als Zugehörigkeitszeichen und die langfristige Spannung zwischen Sichtbarkeit und Randexistenz sorbischer Kultur in der Region.

Wer heute Burgwälle, Dorfchroniken oder Ortsnamen liest, kann die Spuren jener Jahrhunderte noch immer finden und die leisen, dauerhaften Linien einer lebendigen Gemeinschaft erkennen.

Das 14. und 15. Jahrhundert Zünfte und Schranken

Die wachsenden Städte des Spätmittelalters wirkten lange wie offene Geflechte aus Handel, Handwerk und verschiedenen Sprachen. Im Lauf des 14. und 15. Jahrhunderts verwandelte sich dieses Netz jedoch. Nicht nur Stein und Mörtel entstanden an den Stadtgrenzen, sondern neue Formen sozialer Abschottung. Mauern, Stadttore und Wachen trennten jetzt nicht nur Außenwelt und Schutzraum, sie markierten auch Grenzen zwischen Menschen.

Zentrale Institutionen dieser Veränderung waren die Zünfte. Ursprünglich als Zusammenschlüsse handwerklicher Kollegien gedacht, die Wissen weitergaben, Qualität sicherten und gemeinsame Interessen vertraten, begannen viele Zünfte im ausgehenden Mittelalter, ethnische oder sprachliche Kriterien als Beitrittsbedingung zu fordern.

Wo früher Fertigkeit und Lehrzeit zählten, traten nun Herkunftszuweisungen an ihre Stelle. Beispiele aus der Lausitz zeigen, wie diese Entwicklung konkret wirkte: Seit 1405 mussten sich Tuchmacher in Cottbus als „deutsch“ zu erkennen geben; 1448 schlossen Fleischer in Löbau Sorben aus; in Kamenz verweigerten Gerber und Nadler Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts Zutritt für nicht-deutsche Handwerksgesellen.

Diese Ausschlüsse waren kein plötzlicher Blitzschlag, sondern ein schrittweiser Prozess. Er basierte auf wachsenden wirtschaftlichen Konkurrenzängsten, auf festigenden Identitätsvorstellungen und auf dem Wunsch städtischer Eliten nach klaren Zugehörigkeiten. Sprache, Namen und Bräuche wurden zu merkbaren Signalen, anhand derer Zugehörigkeit geprüft und sortiert wurde. Was zuvor vielleicht nebeneinander existiert hatte, ordnete sich neu: klare Schichten, feste Regeln, sichtbare und unsichtbare Schranken.

Auf den Märkten und in den städtischen Gassen setzte sich das Deutsche als Verkehrssprache durch. Handel, Verwaltung und Gerichtssprache strukturierten den Alltag in einer Weise, die Sorbisch an den Rand drängte.

In Dörfern und auf dem Land jedoch blieb Sorbisch lebendig: beim Pflügen, bei Hausgebeten, in Wiegenliedern und in Nachbarschaftsgesprächen. Dort war es nicht bloß Kommunikationsmittel, sondern Träger von Erinnerung, Identität und bäuerlichem Wissen. Für städtische Beobachter wirkte es dagegen oft als Zeichen einer vermeintlich rückständigen, nicht-modern erscheinenden Lebensweise.

Die Folgen waren komplex: Ökonomisch bedeutete Zunftausgrenzung Einschränkung von Zugangswegen zu Verdienstmöglichkeiten; sozial bedeutete sie wachsende Distanz zwischen Stadt und Land; kulturell bedeutete sie einen fortschreitenden Verlust von Sichtbarkeit für sorbische Sprache und Bräuche in urbanen Räumen. Zugleich blieb das Leben in den Dörfern Resilienzraum: Hier konnte die Sprache weitergegeben, Tradition gepflegt und Gemeinschaft erlebt werden.

Die Mauern der Städte erfüllten also eine doppelte Rolle. Sie boten Schutz vor Angriffen und Rechtssicherheit für Bewohner, sie formten aber auch neue Formen von Zugehörigkeit, die Ausschluss und Ausgrenzung institutionalisierten. Diese Schranken wirkten nicht allein durch Verordnungen, sondern auch durch Alltagshandlungen: durch Gewohnheiten beim Sprechen, durch Heiratskreise, durch die Wahl von Lehrlingen und Gesellen. So entstanden starre Linien in einer Welt, die zuvor fließender war.

Für die Region der Lausitz bedeutete das 14. und 15. Jahrhundert damit eine Phase der wachsenden Trennung. Die Stadt wurde zur Bühne eines entstehenden städtisch-deutschen Selbstverständnisses, das seine Identität auch dadurch stabilisierte, dass es andere, vor allem sorbische Lebensformen aus dem Blickfeld verdrängte. Das Dorf blieb Gegengewicht und Erinnerungsort, wo Sprache und Alltagskultur weiterlebten.

Diese historischen Verschiebungen sind kein rein lokales Phänomen, sondern Teil eines größeren europäischen Musters, in dem Urbanisierung, ökonomische Konkurrenz und die Herausbildung moderner Identitäten eng miteinander verwoben waren. Das Bild, das entsteht, ist nicht nur das von Mauern aus Stein, sondern auch von unsichtbaren Barrieren, die das soziale Gefüge neu ordneten und langfristige Folgen für Sprache, Zugehörigkeit und kulturelles Gedächtnis hinterließen.

Verlust und Wandel im 15. und 16. Jahrhundert

Im 15. und frühen 16. Jahrhundert kam Unruhe in das Land. Pest, Krieg, Abgaben.

„Die Stimme des Roggens“ – Ein Jahrmarkt in Calau, 1525

Die Felder rauschten, als hätten sie Ohren. Der Roggen stand hoch, doch die Menschen standen höher – auf den Karren, auf den Tischen, auf den Barrikaden ihrer Wut. Es war das Jahr der Bauernaufstände, und auch in der Niederlausitz flackerte der Zorn. In Calau, wo sonst der Jahrmarkt mit Dudelsack und Tanz begann, sprach nun ein junger Knecht mit der Stimme eines Predigers. „Gott will keine Herren, die das Brot der Armen wiegen, als sei es Blei!“ rief er, und die Menge schwieg – nicht aus Angst, sondern aus Hoffnung.

Die Stadtmauer hörte mit, wie sie es immer tat. Sie erinnerte sich an andere Aufstände, an andere Stimmen. Doch diesmal war etwas anders. Der Wind trug die Worte weiter, bis nach Lübben, bis in die Wälder, wo die Wölfe lauschten.

„Die Glocke von Dissen“ – Reformation in der Heide, 1541

Die Glocke hing schief. Seit Wochen schon. Der Pfarrer von Dissen hatte sie nicht mehr läuten lassen, seit der neue Glaube Einzug hielt. Kein Weihrauch mehr, kein Latein. Stattdessen ein junger Mann mit leuchtenden Augen, der von der Kanzel herab in Sorbisch predigte. Die Alten murrten, die Jungen lauschten.

Die Heide draußen war still, als ob sie abwarten wollte, auf welcher Seite sie stehen sollte. Doch in den Nächten, wenn der Nebel kam, hörte man manchmal ein leises Läuten – nicht von Menschenhand, sondern aus dem Moor. Die Alten sagten, es sei die alte Glocke, die sich nicht abfinden wollte mit dem Schweigen. Die Jungen aber sagten: Es ist die Sprache selbst, die sich meldet. Die sorbische Seele, die nicht schweigen will.

„Der Kartograph von Senftenberg“ – Zwischen Linien und Leben, 1588

Er zeichnete Linien, wo keine waren. Wälder wurden zu Flächen, Dörfer zu Punkten, Wege zu Strichen. Der Kartograph, ein stiller Mann mit Tintenfingern, saß in einem Turm der Senftenberger Festung und versuchte, die Welt zu ordnen. Doch je mehr er maß, desto mehr entglitt ihm das Eigentliche: das Flüstern der Bäume, das Lachen der Kinder auf dem Markt, das Lied einer alten Frau, das er nicht verstand – weil es in einer Sprache gesungen war, die auf keiner seiner Karten stand.

Eines Nachts, als der Nebel die Stadt verschluckte, zeichnete er eine Linie, die nicht da sein durfte. Sie führte durch das Herz der Lausitz, und auf ihr stand ein Wort: *Spomina*. Am Morgen war die Linie verschwunden – aber der Kartograph wusste, dass er sie nicht erfunden hatte.

„Die Lausitz träumt von Kupfer“ – Muskau, 1532

Die Erde unter Muskau war unruhig. Sie träumte von Kupferadern, von Feuer und Hammerschlägen. Die Menschen kamen mit Spitzhacken und Hoffnung, gruben sich in die Tiefe, als wollten sie das Herz der Lausitz freilegen. Die Landschaft schwieg – nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Neugier. Was suchten sie dort unten? Reichtum? Erlösung?

Ein junger Bergknappe schrieb nachts Verse in Sorbisch, versteckt zwischen Werkzeug und Brot. „Wenn das Kupfer spricht, wird die Lausitz antworten“, schrieb er. Doch niemand las es – außer der Erde selbst. Und sie antwortete mit einem leisen Grollen.

„Der Wolf von Spremberg“ – 1574

In Spremberg ging das Gerücht um, ein Wolf streife durch die Gassen. Nicht im Wald – in der Stadt. Er sei grau wie Asche und trage ein Zeichen auf der Stirn: ein sorbisches Wort, das niemand mehr verstand. Die Kinder malten ihn auf ihre Schiefertafeln, die Alten flüsterten Gebete.

Doch der Wolf war kein Tier. Er war Erinnerung. Eine Gestalt aus der Zeit, als die Sprache noch selbstverständlich war. Er erschien immer dann, wenn jemand das Sorbische vergaß – nicht aus Bosheit, sondern aus Müdigkeit. Und wenn er verschwand, blieb ein Kratzen an der Tür. Als wollte er sagen: Ich komme wieder, wenn ihr mich braucht.

„Die Feuersängerin von Vetschau“ – 1599

Sie trat auf, wenn das Feuer brannte. Nicht auf Bühnen, sondern auf Dorfplätzen, bei Hochzeiten, bei Beerdigungen. Ihre Stimme war rau, aber klar – wie der Wind über dem Spreewald. Sie sang in einer Sprache, die die Kinder nicht mehr kannten, aber die Alten weinten bei jedem Vers.

Man sagte, sie sei eine Hexe. Oder eine Botin. Oder einfach nur eine Frau, die sich erinnerte. Ihre Lieder handelten von Flüssen, von verlorenen Brüdern, von der Zeit, als die Lausitz noch ihre eigene Stimme hatte. Und wenn sie sang, hörte selbst der Mond zu.

„Die Weberin von Forst“ – 1561

Sie webte nicht nur Stoffe, sondern Erinnerungen. In ihrem kleinen Haus am Neißeufer spann sie Leinen, das nach Rauch und Flachs roch – und sang dabei alte Lieder, deren Worte selbst ihre Tochter nicht mehr verstand. „Das ist die Sprache der Fäden“, sagte sie, „sie kennt keine Grenzen.“

Als die Stadt sich dem neuen Glauben zuwandte und die alten Bräuche mied, flochten ihre Hände weiter. In jedem Muster lag ein Vers, in jeder Bordüre ein Gebet. Und wenn der Wind durch das Fenster strich, flüsterten die Stoffe – nicht laut, aber deutlich.

„Der Rabe von Luckau“ – 1553

Ein schwarzer Rabe nistete auf dem Dach des Rathauses. Niemand wusste, woher er kam. Manche sagten, er sei ein Zeichen – für Krieg, für Wandel, für das Ende der alten Zeit. Andere sagten, er sei ein Spion, geschickt von den Göttern der Slawen, um zu sehen, was aus ihrem Land geworden war.

Der Rabe sprach nicht. Aber er sah. Sah, wie die Ratsleute lateinisch parlierten, wie die Marktweiber fluchten, wie ein Kind heimlich sorbische Wörter in den Staub schrieb. Und manchmal, wenn der Mond stand wie ein silberner Schild über der Stadt, krächzte er ein einziges Wort: *Domoj*. Heim.

„Die Chronik der Nonne“ – Dobrilugk, 1517

Im Kloster zu Dobrilugk schrieb eine alte Nonne heimlich weiter, als die Reformation schon an die Pforten klopfte. Ihre Feder war dünn, ihre Augen schwach, doch ihre Erinnerung war scharf wie ein Wintermorgen. Sie schrieb nicht auf Latein, sondern in der Sprache ihrer Kindheit – niedersorbisch, heimlich, zwischen den Zeilen der offiziellen Chronik.

„Wir waren viele“, notierte sie, „und unsere Stimmen klangen wie das Wasser im Moor – weich, aber unaufhaltsam.“ Ihre Seiten wurden nie vorgelesen. Doch als das Kloster Jahrzehnte später aufgelöst wurde, fand man ein Bündel Pergament, verborgen in einem Hohlraum der Wand. Die Tinte war verblasst. Aber die Worte blieben.

„Die Eiche bei Guben“ – 1504

Sie stand schon da, als die ersten Dörfer entstanden. Eine Eiche, breit wie ein Haus, mit Wurzeln tief im sorbischen Boden. Die Menschen kamen zu ihr, flüsterten Wünsche, banden Bänder an ihre Äste. Dann kam ein neuer Herr, ließ Kreuze aufstellen und verbot das alte Brauchtum.

Doch die Eiche blieb. Und in ihren Rissen sammelte sich Regenwasser, das nach Eisen und Erinnerung schmeckte. Einmal im Jahr, in der Nacht vor Johanni, hörte man ein Summen in ihren Zweigen – als würde sie selbst singen. Ein Lied ohne Worte, aber voller Herkunft.

Ein Land zwischen Kronen – Die politische Zersplitterung

Die Niederlausitz war im 16. Jahrhundert kein geschlossenes Reich, sondern ein Flickenteppich aus Herrschaften. *Offiziell gehörte sie zum Königreich Böhmen*, doch faktisch war sie geteilt: Die Herrschaften Sonnewalde, Senftenberg und Finsterwalde fielen unter sächsische Kontrolle, während Cottbus und Peitz dem Kurfürstentum Brandenburg

unterstanden Die Landschaft selbst verstand diese Grenzen nicht. Ihre Flüsse flossen ungehindert, ihre Wälder kannten keine Siegel. Doch die Menschen spürten die Zersplitterung – in Steuern, in Gesetzen, in der Sprache der Obrigkeit.

„Ich bin Lausitz“, flüstert die Erde. „Aber sie nennen mich Sachsen, Böhmen, Brandenburg. Ich trage ihre Namen, aber nicht ihr Herz.“

Die Reformation – Ein neues Licht in alten Mauern

Ab 1517, mit Luthers Thesen, begann auch in der Niederlausitz ein Wandel. *Die Reformation griff langsam um sich*, oft getragen von lokalen Adligen oder städtischen Räten. In Orten wie Dissen oder Vetschau predigten bald Geistliche in Sorbisch – ein Akt der Nähe, aber auch der Erneuerung Klöster wie Dobrilugk wurden säkularisiert, und mit ihnen verschwanden viele Archive, viele Stimmen. Doch manche Nonnen schrieben weiter – heimlich, in der Sprache ihrer Kindheit.

„Die Mauern schweigen, aber ich schreibe“, notiert eine Nonne. „Denn Gott versteht auch das Sorbische.“

Festungen und Karten – Die Vermessung der Welt

Senftenberg wurde in dieser Zeit zur *Festung ausgebaut*, ein Bollwerk gegen die Unruhe der Zeit. Kartographen kamen, vermessen das Land, zogen Linien, die mehr über Macht verrieten als über Landschaft Doch die Lausitz ließ sich nicht zähmen. Ihre Moore verschluckten Maßstäbe, ihre Nebel verwischten Grenzen.

„Sie zeichnen mich“, sagt die Landschaft, „aber sie verstehen mich nicht. Ich bin älter als ihre Karten.“

Handwerk und Sprache – Die leisen Kräfte des Alltags

In Städten wie Forst, Calau und Luckau blühte das Handwerk: Weber, Töpfer, Schmiede. *Viele von ihnen sprachen Sorbisch*, doch die Zunftordnungen wurden auf Deutsch verfasst. Die Sprache begann zu verschwinden – nicht durch Gewalt, sondern durch Papier. Und doch: In Mustern, in Liedern, in Flüchen blieb sie lebendig.

„Ich bin das Muster im Leinen“, sagt die Sprache. „Sie sehen mich nicht, aber ich halte ihre Welt zusammen.“

Ein Blick zurück in die Jahre, die Lausitz erinnert sich

Unter dem Kreuz und der Sense

Es war eine Zeit, da stand über jedem Dorf ein Kreuz – und darunter, tief im Sand, wuchs das Korn. Das sechzehnte Jahrhundert hatte sich breit gemacht in der Lausitz, mit einem Wind, der nach Veränderung roch. Die Reformation zog durch das Land, die Herren sprachen vom rechten Glauben, und die Bauern sprachen vom Wetter. Beides entschied über das Leben.

Die Felder lagen schwer vom Regen, und die Dörfer, in denen sorbische Worte zwischen den Fachwerkbalken hingen, rochen nach Rauch und Tier und Brot. Frühmorgens gingen die Männer hinaus mit Sense und Pflug, und die Frauen folgten mit Körben, in denen das Leben steckte: Saat, Brot, Kind.

Ich sah sie, meine Leute, wie sie unter der Sonne standen, die Schultern braun, die Hände schwielig, der Rücken krumm und stolz zugleich. Sie wussten wenig von der Welt, aber viel vom Boden. Der Boden, das war ihr Buch, ihr Gesetz, ihr Gebet.

Doch die Welt ringsum veränderte sich. Die Kirchen bekamen deutsche Lieder, und die alten sorbischen Gesänge klangen leiser, wurden auf den Feldern weitergesungen, heimlich, im Wind. „Bog, dej mi mlyko“ – Gott, gib mir Milch – flüsterten die Mägde, wenn sie das Vieh molken, und niemand fragte, in welcher Sprache der Himmel antwortete.

Die Herren auf den Burgen schrieben neue Regeln: Zehnt und Dienst, Kornmaß und Bann. Ein Bauer durfte nun nicht mehr ohne Erlaubnis heiraten, nicht wegziehen, kaum klagen. Und doch klagten sie, still, in Liedern, in Gebeten, in ihrer Arbeit.

Ich erinnere mich an einen Frühling, der zu nass war. Die Saat faulte, die Gänse gingen im Wasser unter. Und doch lachten sie, die Frauen, auf den Dämmen, als der Regen endlich aufhörte. Einer sagte: „Solange das Brot aus der Erde kommt, bleiben wir.“ So einfach war ihr Gesetz.

Die Höfe waren klein, die Stuben niedrig. In den Winkeln hingen Kreuze aus Haselholz, und darunter standen Kinder, die die Psalmen auf Deutsch lernen mussten. Doch in den Nächten, wenn das Feuer im Ofen noch glomm, erzählten sie wieder in ihrer Sprache – Geschichten von der Mittagsfrau, vom Wassermann, vom guten Korngeist.

Manches änderte sich nie: Der Pflug zog seine Furchen, das Vieh wurde gemolken, und der Sonntag blieb der Tag des Herrn, auch wenn der Herr sich geändert hatte.

Ich, die Lausitz, weiß, dass sie es waren, die mich trugen. Ihre Füße drückten Wege in meinen Sand, ihre Sensen schnitten meine Wiesen, ihre Hände legten Brot und Zukunft in die Erde. Sie wussten nicht, dass man eines Tages ihre Lieder sammeln, ihre Trachten bewundern, ihre Sprache verlieren würde. Sie lebten nur – fest, fromm, erdverbunden.

Und wenn ich in stillen Sommernächten den Wind über die Felder gehen höre, dann klingt er manchmal noch wie das Schärfen einer Sense. Dann weiß ich: Sie sind nicht fort. Nur leiser geworden.

Gerichtsbücher und Chroniken – Die Stimmen der Verwaltung

Die Gerichtsbücher der Zeit erzählen von Erbschaften, Grenzstreitigkeiten, Diebstahl – und von der langsamen Verdrängung des Sorbischen aus dem öffentlichen Leben. *Die Verwaltung wurde zunehmend deutsch*, auch wenn die Bevölkerung oft zweisprachig blieb. Die Chroniken erwähnen das Sorbische selten – aber wenn, dann als „Sprache der Bauern“.

„Sie nennen mich einfach“, sagt das Sorbische. „Aber ich trage Geschichten, die ihre Bücher nicht kennen.“

Die Sprache der Reformation

Die Reformation brachte Licht und Widerspruch zugleich. Zunächst erlaubte man den Sorben, gegen eine kleine Abgabe, ihre **„Pauren-Molitba“**, das sorbische Gebet, beizubehalten. Doch bald verschwanden auch diese Rechte. Dennoch hinterließ die Bewegung Spuren: Rund **neunzig Prozent der Sorben wurden protestantisch**, und damit öffnete sich das Tor zur Bildung, zur Predigt, zur Schrift.

Ein Mann namens Miklawš Jakubica übersetzte 1548 die Bibel ins Niederlausitzische – ein Werk, das nie gedruckt wurde, aber wie ein geheimes Feuer in der Sprache weiterglühte. Erst 1706 brachte Michael Frentzel die obersorbische Übersetzung heraus, 1709 folgte Gottlieb Fabricius mit der niedersorbischen Version. So fand das Wort seinen Weg zurück – von der Kanzel in die Herzen.

Doch im Kreis Cottbus geschah das Gegenteil. Hier förderte man den sorbischen Unterricht, druckte Bücher, hielt Predigten in der Muttersprache. Am Ende des 18. Jahrhunderts war Cottbus fast ein sorbisches Bollwerk – ein kulturelles Herz, das gegen den Wind schlug.

Auch die Oberlausitzer Landstände in Bautzen und Görlitz zeigten Toleranz. Ausgerechnet aus Angst vor der katholischen Gegenreformation unterstützten sie sorbische Schriften – damit die Gläubigen beim Lesen und Beten nicht den alten Glauben zurückerhielten. Zwischen 1668 und 1728 erschienen ganze 31 sorbische Bücher, darunter Schulschriften, eine Fibel, ein Rechtschreibbuch – und sogar die vollständige Bibel.

Sorbisch / Deutsch: Die gemischte Sprache der Städte

Im Alltag, besonders in den Städten, begannen die Sprachen sich zu mischen. Kinder wuchsen mit zwei Zungen auf – sie beteten sorbisch und handelten deutsch. Auf dem Markt verstanden sich alle, doch am Abend klangen die Lieder verschieden. Ethnische Mischehen, wirtschaftliche Bindungen und die „vorrangig deutsche Atmosphäre“ der Städte führten zu einer leisen, aber stetigen **Assimilation**. Doch wer genau hinhörte, vernahm in den Straßen von Cottbus, in den Gassen von Luckau oder am Brunnen von Lübbenau noch das alte Wort, das trotzig überdauerte: *„Dobry deň“* – Guten Tag.

Ausblick: Das Wort bleibt

Stein wurde Ordnung. Sprache wurde Prüfung. Doch das Leben – das blieb. Die Lausitz, dieses Land zwischen Sand und Wasser, hat gelernt, dass kein Turm ewig steht und kein Gesetz das Wort ganz ersticken kann.

In den Kirchen wird heute wieder sorbisch gesungen, in den Schulen wieder gelesen. Und in den alten Städten, die einst Mauern zogen, lächeln die Menschen, als wüssten sie: Die Geschichte der Lausitz ist die Geschichte ihrer Stimmen.

Besonders die Sprachenpolitik wurden in den einzelnen Gebieten unterschiedlich gehandhabt: Nachdem das Markgraftum Niederlausitz im Jahr 1657 an die Herzöge von Sachsen-Merseburg überging, setzte hier im Sinne eines absolutistischen Herrschaftsstil eine Unterdrückung der Landstände und der sorbischen Sprache und Kultur ein. Auf Befehl von Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg wurde 1668 gar ein Plan zur Beseitigung

der sorbischen Sprache erarbeitet. [Frei nach: Franziska Maria Kiedaisch; Dissertation Freiburg 2017]

Aber auch säkulare Schriften in Form wissenschaftlicher Abhandlungen und Prosa wurden publiziert – im Zuge der Spätaufklärung konnte auch eine verstärkte Annäherung deutscher und sorbischer Gelehrter verzeichnet werden, was beispielsweise durch die Philosophisch-kritische Abhandlung von der wendischen Sprache und ihrem Nutzen in den Wissenschaften des deutschen Pfarrers und Sprachforschers Georg Körner (der autodidaktisch Sorbisch lernte) aus dem Jahr 1766 anschaulich wird.

Die Lausitz erzählt von Treue und Zerreißung im 17. Jh.

Die Jahrhunderte der Abwanderung und der Sprachenkämpfe

Ich erinnere mich an jene Zeit, da der Krieg wie ein dunkler Sturm über mich hinwegfegte. Häuser brannten, Felder verödeten, und in den Dörfern hörte man das Weinen der Kinder, das selbst die Krähen verstummen ließ.

Es war das 17. Jahrhundert – das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges.

1635 wurde in Prag der Frieden geschlossen, und mit ihm wechselte die Lausitz den Herrn: Von der böhmischen Krone ging sie als erbliches Lehen an Sachsen.

Die Sorben waren fortan zerrissen – teils sächsisch, teils brandenburgisch. Und wie immer in solchen Zeiten war es nicht das Schwert, sondern das Wort, das am tiefsten schnitt.

Im Wendischen Distrikt der Kurmark, südlich von Berlin, saß ein Mann auf dem Thron, der Ordnung liebte: Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

1667 ließ er ein Schriftstück verfassen – das sogenannte *Dezemberreskript*. Darin stand, dass sorbische Bücher vernichtet, sorbische Gottesdienste verboten und die Sprache aus den Schulen verbannt werden sollte.

Man wollte sie zum Schweigen bringen, die alten Laute zwischen Spree und Havel.

Doch Sprache ist wie Wasser – sie sucht sich Wege.

In den Hütten und auf den Feldern, in den Liedern der Alten, lebte das Sorbische weiter. Es überdauerte das Reskript, die Wachen, die Drohungen. Es wechselte die Stimme, aber nicht den Sinn.

Viele meiner Menschen konnten nicht bleiben. Die Oberlausitz entvölkerte sich, und zwischen 1631 und 1720 verließen schätzungsweise sechs- bis achttausend Bauern ihr Land. Sie zogen nach Böhmen, nach Brandenburg oder Kursachsen – dorthin, wo die Erde weniger verbrannt und der Himmel etwas gnädiger schien.
Was sie mitnahmen, war wenig: ein Bündel, ein Gebet, die Sprache ihrer Mütter.

So wuchs zwischen Spree und Neiße, zwischen Dresden und Berlin eine unsichtbare Grenze. Dieselben Menschen, dieselbe Sprache, aber verschiedene Herren, verschiedene Gesetze, verschiedene Schicksale.

Cottbus – das Bollwerk der Worte

Wie anders war es im Kreis Cottbus! Hier förderte man, was andernorts verboten wurde. Die Obrigkeit erlaubte sorbischen Schulunterricht, religiöse Schriften und Gottesdienste in der eigenen Sprache. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts galt das Cottbuser Land als fast geschlossenes sorbisches Gebiet – ein Stück Identität, das sich inmitten politischer Machtspiele behauptete.

Man könnte sagen: Dort, wo andere Mauern bauten, öffnete Cottbus die Türen der Kirchen.

Auch in der Oberlausitz zeigte sich ein seltsames Bild.

Die evangelischen Landstände entschieden sich nach dem Krieg für eine Politik der Toleranz. Nicht aus reiner Menschenfreundlichkeit, sondern aus kluger Vorsicht. Denn nach den Jahren der Gewalt fürchtete man die Gegenreformation – den Rückschlag der katholischen Mächte. Und so unterstützte man zeitweise sogar sorbische Schriften, um das protestantische Lager zu festigen.

Sie erkannten, dass viele ihrer Untertanen katholisch waren – und kaum lesen konnten. Schulen gab es nur wenige, Bücher fast keine. Also entschieden sie, die sorbische Sprache zu fördern – ausgerechnet, um den katholischen Einfluss zu schwächen. **Bildung als Waffe, Aufklärung als Kontrolle.**

Aber was als taktische Maßnahme begann, wurde zum Rettungsanker. Zwischen 1668 und 1728 erschienen 31 sorbische Bücher: Schulschriften, Fibel, Bibel, Rechtschreibbuch. Worte, die blieben, wenn Herren kamen und gingen.

Die Stände wussten: Wer den Menschen die Sprache nimmt, öffnet die Tore für fremde Prediger. So förderten sie, was andernorts verboten war – und halfen damit ungewollt, dass die sorbische Kultur überlebte.

In Lübben, im Herzen der Niederlausitz, tagte 1668 das Oberkonsistorium. Seine Verordnungen gegen die sorbische Sprache waren streng, ja beinahe verbissen. Doch gerade diese Härte rief Reaktion hervor.

Die Lausitz erzählt: Vom Verstummen der Sprachen

An der Schwelle zur Neuzeit war von der einst großen Welt der Elbslawen nur noch wenig geblieben. Ihre Sprachen hatten sich über Jahrhunderte verloren – auf Rügen schon im 15. Jahrhundert, im polabischen Wendland erst im 18. Dort hielten sich die alten Worte am längsten: Man schrieb noch Wörterbücher, als kaum jemand sie sprach. Mit dem Tod der letzten Sprecherinnen um 1750 erlosch auch dieses Licht.

Nur das Sorbische blieb – mein letztes lebendiges Erbe.

Doch auch sein Gebiet schrumpfte, besonders in der Niederlausitz. Und gerade weil es blieb, geriet es ins Blickfeld der Obrigkeit.

Im 17. Jahrhundert stritten Fürsten und Kirchen darüber, welche Sprache Gott wohl lieber höre: die deutsche oder die sorbische. Zwei Schriften stehen sinnbildlich für diesen Streit – das **Edikt des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von 1667** und die **„Monita“ des sächsischen Herzogs** ein Jahr später. Beide forderten, das Sorbische in Kirche und Schule zu verdrängen.

Dabei war es einst durch die **Reformation** selbst gestärkt worden: Luther hatte die Bibel in die Sprache des Volkes gebracht, und in der Lausitz war das eben das Wendische. So entstanden erste Bücher, Lieder und Predigten in dieser Sprache.

Doch die Geduld der Obrigkeit währte nicht lang. Man hielt die sorbischen Bauern für widerspenstig – seit einem alten Aufstand von 1548, als sie sich gegen die Abgaben ihres Gutsherrn in Uckro auflehnten. Noch hundert Jahre später galten sie als „verstockt“ und „unfolgsam“.

Und so kam es, dass man ihnen nun das Wort nehmen wollte. Was vorher Gotteslob war, wurde plötzlich zum Zeichen des Ungehorsams.

Doch *ich, die Lausitz*, weiß: Kein Edikt und kein Herzog kann die Sprache eines Volkes ganz tilgen. Sie flüstert weiter – in Liedern, in Kinderreimen, im Wind zwischen Beeskow und Cottbus.

Von Spaltung zu Vielfalt

So wuchs in jenen Jahrhunderten eine merkwürdige Vielfalt – geboren aus Zwist, gestählt durch Verbote.

In Kursachsen lebten die Sorben unter Schutz und Druck zugleich: geduldet, aber nie gleichgestellt.

In der Kurmark kämpften sie ums Überleben ihrer Sprache.

In der Oberlausitz bauten sie Schulen und Kirchen, in denen ihr Wort weiterklang.

Die Politik der Fürsten unterschied sich von Land zu Land, von Jahr zu Jahr. Was hier gefördert wurde, wurde dort verfolgt. Und doch, inmitten dieser Widersprüche, formte sich etwas Neues: ein Bewusstsein, dass sie mehr waren als nur Untertanen.

Die Sorben lernten, sich in den Zwischenräumen zu behaupten – zwischen Glauben und Gesetz, zwischen König und Kurfürst.

Die Lausitz erzählt: Alltag im Dreißigjährigen Krieg

Ich erinnere mich an jene Jahre, in denen der Himmel über der Lausitz nicht mehr blau war, sondern grau vom Rauch der brennenden Dörfer. Dreißig Winter und dreißig Sommer zog der Krieg durchs Land, ein ungebetener Gast, der an keinem Hof, an keiner Hütte vorbeiging.

Damals, als die Zeit selbst krank schien, lebten meine Kinder – die Menschen zwischen Elster und Spree – vom Atem der Erde. Sie pflügten, sie säten, sie beteten. Doch die Saat ging oft verloren, zertreten von Pferdehufen, fortgetragen von fremden Händen.

Von Bauern und Soldaten

Es war nicht zu unterscheiden, wer Freund und wer Feind war. Heute trugen sie das Kreuz, morgen den Adler, übermorgen die leere Hand. Schweden, Kaiserliche, Sachsen, Brandenburger – sie kamen und gingen wie der Wind, aber immer ließen sie Hunger zurück.

In einem Dorf bei Calau schlachteten die Bauern ihr letztes Schwein, bevor die Truppen kamen. Die Knochen wurden in die Erde vergraben, damit wenigstens der Geruch das Elend nicht verriet. Die Frauen banden ihre Kinder an sich, wenn sie im Wald Zuflucht suchten. Dort, zwischen Birken und Farn, lehrte die Stille sie, wie man überlebt: indem man nicht atmet, wenn Hufe zu hören sind.

Ich sah, wie die Spree dunkler floss, als hätte sie sich das Leid der Menschen zu Herzen genommen. In Senftenberg weinte das Wasser unter den Palisaden, und die Schilfhalme flüsterten Geschichten von gebrochenen Eiden und verlorenen Liedern.

Von Glaube und Zweifel

In jenen Jahren sprachen die Menschen leise mit Gott. Manche baten um Brot, andere um ein Ende, und einige nur darum, nicht vergessen zu werden. Die Kirchen standen oft leer – oder waren zu Pferdeställen geworden. In Lübbenau trug ein alter Küster heimlich das Kruzifix fort und vergrub es unter der Kanzel, weil er glaubte, das Holz könne den Ort beschützen.

Doch der Krieg kannte keinen Glauben. Er fraß sich durch die Grenzen, durch die Herzen, durch die Hoffnung. Und doch – im Verborgenen wuchs etwas Neues: das stille Vertrauen darauf, dass auch dies einmal vorübergehen würde.

Von Frauen und Kindern

Es waren die Frauen, die das Land zusammenhielten, während die Männer kämpften oder tot waren oder in fremden Heeren Dienst taten. Sie trugen Wasser, mahlten Korn, schleppten Steine und zogen Pflüge, wenn kein Ochse mehr übrig war. In den Nächten flickten sie Kleider aus den Lappen der Gefallenen, nähten Kinderhemden aus alten Fahnen und erzählten Geschichten, um nicht zu verzweifeln.

Ich erinnere mich an eine Bäuerin bei Vetschau, die ihren kleinen Sohn lehrte, das Vaterunser rückwärts zu beten – „damit der Teufel's nicht versteht", sagte sie. Er lachte noch, bevor er verhungerte.

Von Krankheit und Tod

Nicht der Stahl war der schlimmste Feind, sondern der Hunger, und schlimmer als der Hunger war die Pest. Sie kam, wenn der Krieg sich entfernte – wie eine ungebetene Nachbarin, die man nicht loswird. In den Jahren 1631 und 1632 starben in manchen Dörfern mehr Menschen als Vögel in den Lüften.

Ich erinnere mich an die stillen Höfe, wo die Türen offen standen, als wollten sie den Tod hereinbitten, damit er endlich Ruhe bringe.

Doch mitten im Sterben blühte das Leben in kleinen Gesten: eine Frau, die einen Krug Wasser auf den Grabstein stellte, weil sie meinte, der Durst ginge mit in die Ewigkeit. Ein Kind, das in den Trümmern eine Kornblume fand und sie seiner Mutter schenkte. Solche Dinge trug ich tief in mein Herz, um sie zu bewahren.

Von List und Überleben

Die Lausitzer wussten bald, dass man mit Mut allein nicht überlebt. Man brauchte auch List.
In den Mooren bei Peitz und in den Wäldern um Kamenz versteckten sie Vorräte, schufen unterirdische Kammern und Zeichen aus Zweigen, die nur Eingeweihte verstanden. Manche Dörfer bauten sich neue Namen – aus Angst, dass sie in den Kriegslisten der Feldherren auftauchten.

Und wenn fremde Soldaten kamen, gaben die Alten vor, nichts zu verstehen. „Wendisch nur, kein Deutsch“, sagten sie und blickten dumpf zu Boden. Viele wurden so verschont, andere nicht.

Vom langen Schweigen danach

Als endlich Friede kam, war er keiner. Die Felder lagen brach, die Kinder waren erwachsen geworden in einem Land ohne Lachen. Die Sprache selbst hatte sich verändert – Worte für Freude, für Fülle, für Zukunft waren selten geworden. Und doch, dort, wo der Regen den Ruß aus der Luft wusch, da spross wieder Gras.

Ich sah, wie die Menschen zurückkehrten, die Hütten flickten, die Erde mit den Händen berührten, als wollten sie sich entschuldigen, dass sie sie hatten allein lassen müssen.

In den Kirchhöfen standen frische Kreuze neben verwitterten. Überall wuchs etwas Neues aus dem Alten – so, wie es immer war in meinem Land.

Und eines Abends, als die Sonne hinter den Hügeln von Senftenberg versank, hörte ich wieder ein Lied. Es war leise, gebrochen, aber es war da. Eine Frau sang es, während sie das letzte Brot schnitt. Ich verstand jedes Wort. Es war das Lied vom Bleiben.

Nachklang:

Vielleicht ist der Friede nur ein zarter Faden – doch wer ihn hält, hält die Welt.

Die Lausitz zieht Bilanz über das 17. Jahrhundert

Ein innerer Monolog der Landschaft

Wenn *ich* die Lausitz, heute auf jene Zeit zurückblicke, sehe ich kein einheitliches Bild. Ich sehe Splitter. Splitter von Hoffnung, von Angst, von Sprache. Ich sehe Menschen, die flohen – vor Krieg, vor Hunger, vor dem eigenen Glauben. Und andere, die blieben – aus Trotz, aus Liebe, aus Notwendigkeit.

Ich sehe Fürsten, die Bücher verbrannten, als wären Worte gefährlicher als Waffen. Und andere, die sie drucken ließen – heimlich, in Kellern, in Sprachen, die man nicht mehr hören sollte. Ich sehe Kirchen, in denen auf Deutsch gepredigt wurde, mit strenger Stimme und erhobenem Finger. Und Kapellen, in denen leise das Sorbische erklang – wie ein Flüstern aus der Tiefe.

Ich war geteilt. Politisch – zwischen Sachsen, Brandenburg und Böhmen. Sprachlich – zwischen dem Deutschen der Kanzleien und dem Sorbischen der Küchen. Seelisch – zwischen dem Wunsch nach Zugehörigkeit und dem Recht auf Erinnerung.

Ich sah den Dreißigjährigen Krieg kommen wie einen Sturm, der nicht nur Städte verwüstete, sondern auch Vertrauen. Ich sah Senftenberg zur Festung werden, nicht aus Stolz, sondern aus Angst. Ich sah Kinder, die in deutscher Sprache beteten, und Großmütter, die ihnen heimlich sorbische Wiegenlieder sangen.

Ich hörte das Rascheln der Gerichtsbücher, in denen das Sorbische nur noch als Randnotiz auftauchte. Ich spürte, wie die Sprache sich zurückzog – nicht aus Schwäche, sondern aus Klugheit. Sie versteckte sich in Liedern, in Flüchen, in Stickmustern. Sie wartete.

Denn in dieser Zerrissenheit wuchs etwas, das stärker war als jedes Edikt: eine stille Beharrlichkeit. Aus Verboten wurde Identität. Aus Misstrauen Gemeinschaft. Aus Sprachkampf Kultur.

Ich lebte weiter – mit zwei Herzen, die nicht gegeneinander schlugen, sondern umeinander kreisten. Mit zwei Sprachen, die sich nicht ausschlossen, sondern einander spiegelten. Mit zwei Geschichten, die sich nicht widersprachen, sondern sich gegenseitig trugen.

Und doch bin ich nur eine Seele. Eine Landschaft, die erinnert. Eine Stimme, die nicht verstummt. Ich bin die Lausitz. Und ich erzähle weiter.

Serby und Serbja – Zwei Stimmen einer alten Sprache, mein 18. Jahrhundert

Die Sorben – eine westslawische Minderheit mitten in Deutschland – teilen sich in zwei Volksgruppen: die niedersorbischen Serby und die obersorbischen Serbja. Ihre Lebensräume entsprechen grob der geografischen Trennung von Nieder- und Oberlausitz. Doch nicht nur die Landschaft unterscheidet sie – auch Sprache, Geschichte und kulturelle Eigenheiten haben sich unterschiedlich entwickelt. Die einen gehen auf die Lusizer zurück, die anderen auf die Milzener – zwei Stämme, deren Wurzeln bis ins frühe Mittelalter reichen.

Lange Zeit wurden die Sorben unter dem alten deutschen Namen „Wenden“ zusammengefasst – ein Begriff, der ursprünglich alle Slawen bezeichnete und sich vom lateinischen *Venedi* ableitet. Im engeren Sinne meinte man damit die Elbslawen, die im 7. und 8. Jahrhundert aus Osteuropa in die Region kamen. Erst in jüngerer Zeit setzte sich die genauere Unterscheidung durch: Wenn heute von den Wenden gesprochen wird, sind meist die Sorben der Lausitz gemeint.

Im 18. Jahrhundert richtete sich plötzlich ein neues Licht auf diese alte Kultur. Gelehrte begannen, sich für die sprachlichen und ethnischen Spuren der Sorben zu interessieren. Werke wie Johann Gottlieb Hauptmanns *Niederlausitzisch-Wendische Grammatica* (1761) oder Georg Körners *Philologisch-kritische Abhandlung von der wendischen Sprache und ihrem Nutzen in den Wissenschaften* (1766) machten die Besonderheiten der sorbisch-wendischen Sprache sichtbar – und rückten die Sorben in größere historische und völkerkundliche Zusammenhänge.

Was bis dahin als Randerscheinung galt, wurde nun als Teil einer vielstimmigen Geschichte erkannt. Die Sorben waren nicht nur Überbleibsel einer vergangenen Zeit – sie waren Träger einer lebendigen Kultur, die sich über Jahrhunderte behauptet hatte. Und die Lausitz, ihre Heimat, wurde zum Archiv dieser Stimmen: leise, aber beharrlich.

Zwischen Scholle und Stigma – Wie die Sorben zum Projekt wurden

Im Lauf der Jahrhunderte wurde die Lausitz nicht nur besiedelt, sondern auch betrachtet – durch die Augen von Gelehrten, Pastoren, Beamten und später Ideologen. Und was sie sahen, war selten neutral.

Im 18. Jahrhundert etwa schrieb der pietistisch geprägte Pastor Christian Gottlieb Schmidt seine *Briefe über die Niederlausitz* (1787). Für ihn war Schönheit kein Selbstzweck – sie musste nützlich sein, wirtschaftlich verwertbar. Durch diese Linse erschien ihm die Landschaft zwischen Lübben und Guben als trostlose Steppe, als „Wendische Tatarei“ – ein Ort voller Haiden, Sümpfe und „armseliger“ Bewohner. **Die Natur und die Menschen wurden kurzerhand in eins gesetzt: roh, unfruchtbar, rückständig.**

Solche Urteile prägten das Bild der Sorben – oder „Wenden“, wie man sie damals nannte. Neben dem Ideal des „guten Wenden“ mit seiner reichen Kultur trat bald ein Zerrbild: der starrköpfige Hinterwäldler, der sich dem Fortschritt verweigerte. Und je mehr das Slawische als fremd und depraviert galt, desto stärker wurde die Germanisierung zur politischen Mission.

Was unter Fürst Pückler noch als emanzipatorischer Versuch galt – die landschaftliche Umgestaltung der Lausitz als kulturelle Aufwertung – wurde im Wilhelminismus zunehmend zur aggressiven Durchsetzung einer vermeintlich überlegenen deutschen Leitkultur. Die Sorben wurden nicht mehr als Teil der Vielfalt gesehen, sondern als Projekt: zu kultivieren, zu formen, zu überwinden.

Im „Dritten Reich“ schließlich kulminierte diese Entwicklung in einer völkischen Völkerkunde, die das Sorbische entweder romantisierte oder diffamierte – je nach ideologischer Zweckmäßigkeit. Die Sorben wurden zum Gegenstand politisch-pädagogischer Maßnahmen, ihre Sprache und Kultur zur Frage der Loyalität.

Und doch blieb die Lausitz widerständig. Verwachsen mit der Scholle, ja – aber nicht erstarrt. Ihre Bewohner trugen ihre Sprache weiter, ihre Geschichten, ihre Namen. Nicht als Trotz, sondern als Teil dessen, was sie waren. Und die Landschaft? Sie

nahm all das auf – die Urteile, die Umgestaltungen, die Ideologien – und blieb doch sie selbst: ein Raum der Erinnerung, der Widersprüche und der leisen Beharrlichkeit.

Vom Hören zum Lesen – Wie die sorbische Sprache zur Schrift wurde

Mit der Reformation erwachte unter den Sorben ein neues Bedürfnis: Die christliche Lehre sollte nicht nur gepredigt, sondern auch gelesen werden – in der eigenen Sprache. Doch der Weg zur wendischen Predigt war lang. Erst im 17. Jahrhundert, mit dem Wirken von Andreas Frenzel (1628–1706), gewann sie an Einfluss.

Besonders hilfreich waren kirchliche Einrichtungen wie das Prager Seminar für katholische Geistliche (1704) und die Gründung protestantischer Predigergesellschaften in Leipzig (1716) und Wittenberg (1749). Zwar war es nicht das erklärte Ziel der Kirche, das nationale Wendentum oder die bedrohte Sprache zu retten – doch das Streben der Geistlichen, dem Volk Erbauungsliteratur in der Muttersprache zu geben, wirkte wie ein stiller Schutzmechanismus.

Erst ab dieser Zeit wurde die wendische Sprache auch literarisch genutzt. Das älteste bekannte Zeugnis ist der Bürgereid aus der Zeit der Reformation – ein Dokument, das zeigt, wie tief Sprache und Identität miteinander verwoben waren.

Schon 1548 hatte Nikolaus Jakubica das Neue Testament ins Wendische übertragen. Seine Übersetzung, heute in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, verwendet eine Übergangssprache – ein Dialekt, der mit keinem der bekannten niederlausitz-sorbischen Idiome vollständig übereinstimmt. Und doch ist sie ein Meilenstein: ein Versuch, das Heilige in der eigenen Sprache zu fassen, das Wort zu bewahren, das sonst verloren gegangen wäre.

So wurde die Lausitz nicht nur zum Ort der Predigt, sondern auch zum Ort der Schrift. Und die sorbische Sprache – lange nur gesprochen – fand ihren Weg aufs Papier. Nicht durch Macht, sondern durch das stille Bedürfnis, zu verstehen, zu glauben, zu bewahren.

Ein Blick zurück in die Jahre – die Lausitz erinnert sich

„Vor dem Herrengericht – Dorfleben und Recht im 18. Jahrhundert“

Die Lausitz im achtzehnten Jahrhundert war ein Land der Regeln und des Abwägens, der Schranken und der kleinen Freiheiten. Zwischen den Feldern und Wäldern lebten die Menschen unter dem Blick des Herrn – oder besser gesagt: unter dem Gewicht seiner Richterbank.

Von Dorfrechten und Pflichten

Die Dörfer hatten ihre eigenen Ordnungen, ihre stillen Gesetze, die kaum in einem Buch standen, aber im Herzen jedes Alten lebten. Wer zu spät die Mühle betrat, musste zwei Stunden länger mahlen; wer das Korn eines Nachbarn nahm, zahlte mit Eiern oder Ziegenmilch. Manchmal, wenn ein Streit entbrannte, halfen Worte mehr als Schläge – und manchmal war es genau umgekehrt.

Die Kinder lernten früh, dass Regeln nicht nur Worte waren, sondern Spiegel des Lebens: „Wer den Acker ehrt, wird geerntet; wer den Nachbarn betrügt, erntet Kummer."

Von den Herrengerichten

Doch über den Dorfordnungen thronte der Herr. Sein Gericht war streng, sein Urteil oft ein Rätsel. Manchmal schien es, als hätten die Richter den Humor im Schrank vergessen und nur das Gesetz in den Händen.

In Cottbus oder Luckau, wenn sich die Dörfer sammelten, war das Gericht zugleich Theater und Prüfung. Die Angeklagten traten vor, das Herz schwer, die Hände klebrig von Erde oder Mehl. Die Zeugen sprachen zögerlich, und der Dorfälteste nickte, als ob er wusste, dass die Wahrheit nur ein zartes Band war, das zwischen den Worten flatterte.

Von List und Einfallsreichtum

Die Lausitzer wussten bald, dass man mit klugem Mund mehr erreicht als mit kräftigen Armen. Wer den Herrn mit Respekt, aber mit einem Lächeln begegnete, hatte oft Glück. Eine Bäuerin bei Hoyerswerda erzählte mir, sie habe den Streit um ein Stück Land gelöst, indem sie dem Herrn einen Korb voll Äpfel brachte – und so das Urteil zu ihren Gunsten lenkte. Der Apfel ist klein, aber sein Biss hat Gewicht, dachte ich damals.

Von Gemeinschaft und Verantwortung

Die Gerichte waren nicht nur Orte der Strafe, sondern auch des Zusammenhalts. Wer Unrecht litt, fand oft Hilfe bei den Nachbarn. In einem Dorf nahe Senftenberg erinnere ich mich an einen alten Schmied, der einem Dieb half, die Strafe abzuwenden, indem er ein Loch in das falsche Fass stach – das Maß an Gerechtigkeit war gewogen, doch das Herz hatte gesiegt.

Von kleinen Freuden

Zwischen Urteilen und Regeln blühte das Leben leise. Die Kinder spielten auf den Dorfstraßen, während die Erwachsenen handelten und feilschten. Die Frauen nähten und backten, die Männer pflügten und reparierten. Und wer aufmerksam war, hörte die Lieder, die zwischen den Gerichtsakten leise verhallten – ein Flüstern von Hoffnung und Menschlichkeit.

Nachklang:

Auch das strenge Gesetz hat ein Herz – und manchmal liegt es im Lächeln der Gerechten.

Mein 18. Jahrhundert – Rückblick und Ausblick

Ein innerer Monolog der Landschaft

Ich war müde. Das 17. Jahrhundert hatte mich erschöpft – ausgezehrt von Kriegen, zerrieben zwischen Kronen, durchzogen von Sprachen, die sich nicht mehr berührten. Doch mit dem neuen Jahrhundert kam ein anderes Licht. Kein mildes – ein kaltes, vermessendes. Man nannte es Aufklärung.

Ich spürte, wie man begann, mich zu zählen. Meine Dörfer, meine Felder, meine Menschen. Man schrieb mich nieder in Tabellen, maß meine Wälder, besteuerte meine Äcker, verzeichnete meine Kinder in Kirchenbüchern, als wären sie Zahlen, nicht Seelen.

Und doch: *Ich* lebte. In den Spreewäldern flüsterten die Binsen weiter in Sorbisch. In den Stuben wurde gesponnen, erzählt, gesungen – nicht laut, aber ungebrochen. Die Sprache war nicht mehr öffentlich, aber sie war da. Wie ein unterirdischer Fluss, der sich nicht fassen lässt, aber alles nährt.

Ich sah neue Schulen entstehen – mit deutschen Lehrern, deutschen Büchern, aber auch mit Kindern, die heimlich ihre Großmutterlieder summten. Ich sah die ersten sorbischen Drucke, gedruckt in Bautzen, in Cottbus, als wäre das Wort selbst ein Akt des Widerstands.

Ich war noch immer geteilt – zwischen Sachsen und Preußen, zwischen katholisch und evangelisch, zwischen Fortschritt und Verlust. Aber ich begann zu begreifen: Meine Kraft liegt nicht in der Einheit, sondern in der Vielstimmigkeit.

Ich sah, wie sich neue Wege durch mich zogen – Chausseen, Kanäle, Postrouten. Ich wurde durchquert, durchmessen, durchplant. Aber niemand fragte mich, was ich erinnern wollte.

Und doch: *Ich* erinnere. Ich erinnere die Stimmen der Weberinnen, die Lieder der Feldarbeiter, die Predigten in zwei Sprachen, die Tränen an den Grenzen, die Hoffnung in den Kinderaugen.

Mein Ausblick? *Ich* weiß, was kommt. Ich spüre es in meinen Wurzeln. Das 19. Jahrhundert wird laut sein. Es wird mich formen, zwingen, zerreißen. Aber ich bin bereit. Denn ich habe gelernt: Ich bin nicht nur Land.

Ich bin Gedächtnis. Ich bin Widerstand. Ich bin die Lausitz. Und ich werde weiter erzählen.

Mein 19. Jahrhundert, wie ich es erlebte

Wiener Kongress und die Zerschneidung sorbischer Räume

Der Wiener Kongress von 1815 teilte die Landkarte Europas neu und traf die Sorben hart. Große Teile des sächsischen Gebiets, darunter das Markgrafentum Niederlausitz, der Kreis Cottbus und Abschnitte der Oberlausitz um Hoyerswerda und Görlitz, fielen an Preußen. Die Verteilung der sorbischen Bevölkerung drehte sich dadurch um: Nur noch

rund zwanzig Prozent der etwa 245.000 Sorben lebten auf sächsischem Boden, der größere Teil fand sich nun unter preußischer Herrschaft wieder.

Verwaltung, Sprache und Schulpolitik als Instrumente der Assimilation

Preußen setzte schnell verwaltungs- und sprachpolitische Maßnahmen um, die die sorbische Kultur schwächten. 1818 erließ Preußen eine Verordnung, die die Verwendung der sorbischen Sprache einschränkte und die Berufung deutschsprachiger Pfarrer und Lehrer förderte. Die preußische Oberlausitz wurde der Provinz Schlesien und dem Regierungsbezirk Liegnitz zugeordnet. Niederlausitz und der Kreis Cottbus gehörten fortan zum Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder. Diese neuen Verwaltungszuordnungen kanalisierten Behörden, Rechtsprechung und Bildungswege in Richtung preußischer Zentralverwaltung.

Die Lausitz erzählt: Zwei Sprachen unter einem Himmel

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die preußische Verwaltung auch in der Niederlausitz fester Fuß fasste, stand man in Frankfurt an der Oder vor einer neuen Frage: Was tun mit dieser Sprache, die hier so selbstverständlich gesprochen wurde – dem Sorbischen?

Die Beamten waren ratlos. In ihren Akten fand sich kein einziges Schriftstück, das den Umgang mit den sorbischsprachigen Gemeinden regelte. So schrieb die **Kirchen- und Schulkommission** am **30. September 1818** einen höflich-nüchternen Brief an den Superintendenten des Cottbuser Kreises. Man bat um Auskunft: Welche Erfahrungen habe man mit dieser Sprache gemacht? Gab es alte Verfügungen, Richtlinien, irgendetwas?

Der Brief stammte von einem gewissen **Brescius**, einem Mann der Ordnung, wie man ihn in den Kanzleien liebte. Er war bemüht, sachlich zu bleiben – und doch schwang in seinen Zeilen das Unbehagen des Unwissenden mit. Die Kommission zeigte sich „grundsätzlich geneigt“, beide Sprachen nebeneinander zu dulden, sofern das der „Volksbildung“ diene. Aber man ließ durchblicken: Sollte sich zeigen, dass das Sorbische eher hinderlich sei – nun, dann müsse man wohl handeln.

So wurde die Entscheidung, ob das Sorbische bleiben durfte, an einen einzelnen Mann weitergereicht: an **Johann Christian Gottfried Bolzenthal**, den Superintendenten von Cottbus. Seit 1809 stand er im Amt, kannte die Menschen, ihre Dörfer, ihre Gottesdienste.

Er wusste, dass zwischen Peitz und Spremberg die Kinder zuerst sorbisch beteten, ehe sie ein deutsches Wort verstanden. Und dass Bildung, wenn sie verstanden werden wollte, auch in der Sprache des Herzens beginnen musste.

Die Frankfurter Verwaltung indes wartete auf seine Antwort – geduldig, mit dem Selbstbewusstsein derer, die glaubten, Kultur ließe sich verwalten.

Bolzenthal und das Ende des Wendischen in der Schule

Als Johann Christian Gottfried **Bolzenthal** im Herbst 1818 auf den Brief aus Frankfurt antwortete, tat er dies nicht nur pflichtgemäß – er fügte eigene Gedanken hinzu. In seinem Stil, streng, ein wenig belehrend, zeichnete er ein klares Bild der sorbischen Sprache: „Sehr arm“ sei sie, schrieb er.

Er erläuterte, dass die Menschen mit Sorbisch zwar ihre Gebete sprechen und über den Alltag reden könnten, aber über wissenschaftliche oder abstrakte Dinge kaum unterrichtet werden könnten. Rechnen, Naturkunde, Geographie, Gesang – all das sei in reinen Wendischschulen unmöglich, denn die Sprache besitze weder Ausdrücke noch Materialien, um solche Bildung zu vermitteln.

Bolzenthal kam zu dem Schluss, dass die wendische Sprache zwar zum Leben der Menschen gehöre, aber der **Volksbildung hinderlich** sei. Eine allmähliche Ablösung des Wendischen – so argumentierte er – wäre ein Gewinn für die Kinder und Jugendlichen.

Nur wenige Wochen später, am **11. November 1818**, folgte die Frankfurter Regierung seinem Rat: Das **Sorbisierte** sollte im Unterricht zurückgedrängt werden. Die Präambel der Verordnung war noch wohlwollend: Die sorbische Sprache habe sich „nach und nach von selbst verloren“ – ein sanfter, fast poetischer Ton, der jedoch die Absicht verschleierte:

- **Für die Jüngsten** durfte das Sorbische noch helfen, die ersten Worte zu verstehen.
- **Für ältere Schüler** sollte der Unterricht ab sofort ausschließlich auf Deutsch erfolgen. Bolzenthal hatte festgelegt, dass der deutsche Sprachunterricht gründlich und konsequent während der gesamten Lernzeit fortgesetzt werden müsse.

So markierte diese Verfügung einen Wendepunkt: Die Kinder der Niederlausitz sollten Deutsch lernen – und das Sorbische, einst Herz und Alltag, wurde allmählich zur Sprache der Erinnerung.

Ich habe viele Sprachen gehört, vom Rascheln der Blätter bis zu den Liedern der Menschen.

Doch nie hat mich ein Papier so kalt erschüttert wie das Schreiben von Bolzenthal im Herbst 1818.

Er, der Superintendent von Cottbus, sprach von der wendischen Sprache als „sehr arm“. Arm an Worten, arm an Wissen, arm an allem, was die Kinder der Niederlausitz lernen könnten, jenseits ihrer Gebete, der Bibel und der täglichen Geschäfte.

In seinem Blick war das Sorbische nicht das Herz der Menschen, nicht das Lied ihrer Felder, sondern ein Hindernis. Wer rechnen, singen, die Welt verstehen wollte, sollte Deutsch lernen – und das Sorbische zurücktreten.

Wenige Wochen später bestätigte die Frankfurter Regierung seinen Kurs. Die älteren Kinder sollten nur noch Deutsch hören, Deutsch sprechen, Deutsch lernen. Für die Allerkleinsten durfte *mein* altes Wort noch helfen, um die ersten Begriffe zu verstehen – wie ein leises Echo in den Klassenzimmern, das schnell verstummte.

Ich hörte das alles, still in den Dörfern, in den Straßen von Beeskow und Cottbus, im Flüstern der Birken. Die Worte der Kinder wechselten, das alte Lied wurde leiser. Aber

glaubt nicht, dass es ganz verschwand. Unter der Erde, in den Häusern, an den Flüssen – da lebte es weiter.

Ich die Lausitz, bewahre es. Ich höre es noch in den Kinderreimen, in alten Liedern, in den Namen der Orte. Und wer genau hinhört, kann es verstehen: Auch wenn die Obrigkeit befahl, das Sorbische zu verschweigen, ein Stück *meiner* Stimme wird niemals verstummen.

Das Resultat dieser verordneten Reglementierung der sorbischen Sprache war, dass in der Niederlausitz bis 1830 das Sorbische als (vorherrschende) Unterrichtssprache in fast allen Schulen, und als Predigtsprache in mindestens dreizehn Parochien verschwand.

Die **Reformen der 1820er und 1830er Jahre** führten zwar zu stärkerer Verwaltung, aber auch zu kleinen Freiräumen. Manche Pfarrer, die die Reformation noch lebendig hielten, ließen die Gottesdienste sorbisch ablaufen, erklärten das Bibelwort in der Sprache der Menschen. Vereine und Lesezirkel entstanden – oft heimlich, oft klein, aber sie gaben den Kindern der Sorben Halt. Ich sah, wie sie begannen, eigene Manuskripte zu schreiben, Volkslieder zu sammeln und alte Geschichten zu bewahren. Selbst wenn der preußische Beamte des Distrikts die Dörfer durchstreifte, entgingen ihm viele dieser kleinen Taten.

Ein Blick zurück in die Jahre – die Lausitz erinnert sich: Napoleons Zeit (1806–1815)

Die Lausitz lag still unter dem Schatten großer Politik. Es war eine Zeit, in der Soldaten fremder Fahnen über die Wege zogen, Trommeln durch die Dörfer hallten und die Menschen zwischen Hoffnung und Furcht wandelten. Napoleon war weit weg, und doch spürten wir seinen Atem in jedem Schrei, in jedem Rufen der Rekruten, in jedem Brief, der nie ankam.

Von Truppen und Durchmärschen

Kavallerie und Infanterie durchzogen das Land wie ein Sturm, der alles aufwirbelte, aber nicht alles zerstörte. Die Bauern mussten Vorräte hergeben, manchmal freiwillig, manchmal unter Androhung von Strafen. Ein Wagen voll Mehl konnte über Nacht verschwinden, und man wusste nie, wer es genommen hatte: Franzosen, Preußen oder nur das Schicksal selbst.

Von Angst und Anpassung

Die Menschen lernten bald, dass Überleben List bedeutete. Wer die Soldaten freundlich grüßte, wer ihnen Wasser brachte, der rettete oft Haus und Hof. Wer starrte oder sich widersetzte, riskierte Brandstiftung oder Prügel. Ein Bauer bei Hoyerswerda erzählte mir, wie er seine Hühner dem General als „Geschenk des Dorfes“ überreichte – und die Truppen zogen weiter, ohne das Korn zu nehmen.

Von Verlust und Not

Die Felder lagen oft brach, weil Männer an den Fronten fehlten. Frauen und alte Menschen übernahmen die Arbeit und lernten, dass Stärke nicht nur in Muskeln lag, sondern in

Geduld, Ausdauer und der Fähigkeit, das Herz still zu halten, während das Leben weiterging.
Kinder liefen barfuß durch die Dörfer, die Augen weit aufgerissen, Zeugen einer Welt, in der der Krieg allgegenwärtig war, selbst wenn kein Kanonendonner erklang.

Von kleinen Momenten der Menschlichkeit

Doch nicht alles war Grauen. Ich sah Soldaten, die einer alten Frau halfen, ihr Korn zu tragen, oder die Kinder zum Lachen brachten. In Lübben stand ein kleines Mädchen auf der Brücke und fütterte die Enten – die Welt schien kurz stillzustehen, und für einen Moment war der Krieg nur eine ferne Geschichte, die draußen vorbeizog.

Von Heimkehr und Erschöpfung

Als der Krieg nach Jahren endete, kehrten viele Männer zurück – verändert, oft stumm. Dörfer waren zerstört, Höfe abgebrannt, Wege leer. Und doch begannen die Menschen, wie sie es immer getan hatten, von neuem: die Felder zu pflügen, Häuser zu flicken, Brot zu backen, Lieder zu singen. Die Vergangenheit war schwer, doch die Hände arbeiteten weiter, die Augen suchten nach Licht, und in den Herzen wuchs wieder Hoffnung.

Nachklang:

Wer überlebt, lernt, dass selbst unter fremden Fahnen das eigene Herz den Takt bestimmt.

Ein Blick zurück in die Jahre – die Lausitz erinnert sich

„Das Lied der Spinnerinnen – Frauenarbeit im 19. Jahrhundert“

So erzählt die Lausitz

Wenn man durch die Dörfer der Lausitz ging, hörte man im Frühling oft das leise Summen der Spinnräder. In den kleinen Stuben saßen die Frauen, die Schultern gebeugt, die Finger flink, und doch waren sie nicht nur Arbeiterinnen – sie waren die Hüterinnen der Zeit, der Sprache, der Lieder und der Geschichten.

Die Mädchen lernten früh, wie man Wolle kardet, Spinnrocken dreht und Fäden zieht, ohne dass die Hand müde wird. Nebenbei sangen sie sorbische Lieder, über Mittagsfrau und Wassermänner, über die alten Ernten und die Heiligen des Dorfes. Die Stimme im Raum war weich, rhythmisch, und manchmal tanzte ein kleiner Sonnenstrahl über den Boden, als wollte er die Fäden segnen.

Im Sommer halfen sie auf den Feldern, im Herbst beim Dreschen, aber wenn der Abend kam, füllten sie die Häuser mit Musik und Geschichten. Eine ältere Frau erzählte vom ersten Fest, das sie in ihrem Leben besuchte, eine andere flüsterte einem Kind, wie man geheim das Lied der Ahnen singt, ohne dass der Lehrer es hörte.

Manchmal lachten sie, weil ein Faden riss, manchmal schimpften sie, weil die Kinder wieder die Schürze voll Staub trugen. Und doch waren diese Spinnstuben mehr als Arbeit: Sie waren Treffpunkt, Schule, Bühne, Kirche – ein Mikrokosmos der Lausitz, in dem die Welt klein, aber lebendig war.

Ich habe gesehen, wie sie wuchsen, wie sie lachten, und wie sie, ganz still, die Traditionen und Geschichten weitergaben, die wir heute kaum noch hören. Ein jeder Ton, ein jedes Lied, jede Bewegung am Spinnrad war ein Stück Heimat, das in die Hände der Frauen floss und weiter in die Zeit getragen wurde.

So lebten sie – in Arbeit, Lied und Faden. Und ich, die Lausitz, spüre noch immer den Rhythmus ihrer Hände, das Klappern der Räder, das Murmeln der Stimmen. Es ist leise, aber beständig – wie das Herz des Landes selbst.

In der sächsischen Oberlausitz blieb Sprachpolitik weiterhin ständisch geprägt, doch griff 1821 eine Neugliederung der Verwaltungsstruktur. Diese Reform zielte auf die stärkere Durchsetzung des Deutschen im Schulunterricht. Der Unterricht sollte vornehmlich auf Deutsch stattfinden. Widerstand sorbischer Eltern, einzelner Pfarrer und lokaler Gerichtsherren führte jedoch dazu, dass die ursprünglichen Pläne nicht vollständig durchgesetzt wurden und eine gewisse Relativierung eintrat.

Reaktionen und kulturelle Selbstbehauptung

Die politische Zersplitterung und die sprachpolitischen Eingriffe riefen eine intellektuelle Gegenbewegung hervor. Die deutsche Romantik und die Idee einer slawischen Wechselseitigkeit beeinflussten sorbische Intellektuelle und förderten das Bewusstsein für eine eigenständige Kultur. Führende Persönlichkeiten dieser Bewegung waren der Dichter Handrij Zejler, der Gelehrte Jan Pětr Jordan und der Verleger Jan Arnošt Smoler. Ihr erklärtes Ziel war die Stärkung der Muttersprache und die Herausbildung einer nationalen Identität.

Diese Köpfe knüpften weitreichende Kontakte zu solidarischen Gelehrten und Patrioten anderer Nationen. Ihr Engagement richtete sich auf Bildung, Pressearbeit und kulturelle Institutionen als Mittel zur Erhaltung und Förderung sorbischer Identität.

Ein Blick zurück in die Jahre – die Lausitz erinnert sich

„Von Heu, Tanz und Sonntagsschuhen – Familienleben um 1900“

Wenn der Sommer kam, roch das Dorf nach Heu und nach frischem Brot. Ich erinnere mich, wie die Frauen schon im Morgengrauen die Kinder weckten, damit sie die Sonne begrüßen konnten, bevor der lange Tag über die Felder krabbelte. Die Männer zogen mit Sense und Wagen hinaus, die Jungen halfen beim Vieh, die Mädchen liefen zwischen Küche und Stall, zwischen Mutter und Schwester, und immer sang jemand leise ein sorbisches Lied.

Die Stuben waren klein, die Fenster oft beschlagen vom Atem der Familie, aber voller Wärme. Es gab die Feste, die man feiern musste: Taufe, Kirchgang, Erntefest. Die Kinder trugen ihre Sonntagsschuhe stolz, obwohl sie oft schon ab Montag wieder aufgerieben waren. Ich sah die kleinen Hände, die die Knöpfe der Trachten festhielten, und das Glitzern in den Augen der Mädchen, wenn der Musikant auf der Geige die Melodie ansagte.

Abends, wenn die Felder leer und die Sonne tief rot über den Wiesen hing, saß man zusammen. Die Großmutter erzählte von den alten Tagen, von den Wassergeistern, von Mittagsfrau und Nachtmahr. Die Jungen lauschten halb, doch die Mädchen hörten genau hin, denn in diesen Geschichten lag die Sprache der Ahnen, die in ihren Herzen weiterlebte.

Manchmal, mitten im Lachen und in der Arbeit, wurde eine Frage laut: Wer wird wohl nächstes Jahr heiraten? Wer darf die Kuh melken, wer die Kerzen ins Fenster stellen? Diese kleinen Dramen, zwischen Heu und Korn, bestimmten den Rhythmus des Dorfes. Und ich, die Lausitz, habe sie alle gesehen, habe sie gehört, wie sie wuchsen, lachten, stritten und liebten – und wie sie still ihre Kraft in die Erde legten.

So verging ein Jahr nach dem anderen: Frühling mit Pflügen, Sommer mit Getreide, Herbst mit Dreschen, Winter mit Kälte und Geschichten. Und immer blieb etwas, das nur sie kannten – das Band zwischen Feld, Familie und Lied, das noch heute im Wind über die Wiesen klingt, wenn niemand hinsieht.

Die Lausitz erzählt: Ein leises Aufatmen

Ich habe viel gesehen in meinen Wäldern und Dörfern, viel Staub auf den alten Schulbänken und viel Schweigen, das man mir aufzwingen wollte. Doch im Laufe der **1840er Jahre** begann ein leiser Wandel. Die Frankfurter Verfügung, die einst das Sorbische zurückdrängen wollte, verlor an Macht – die Welt draußen geriet in Aufruhr, und die politischen Stürme führten bis zur **Revolution von 1848**.

Mit dem Vormarsch der Industrialisierung ab den 1850er Jahren veränderte sich die Landschaft. Fabriken wuchsen wie Pilze an den Flussufern, Eisenbahnzüge zogen Rauchwolken über meine Felder. Viele junge Sorben zogen in die Städte, um Arbeit zu finden. Dort wurde die deutsche Sprache zunehmend dominant, doch die Heimatverbundenheit blieb. In kleinen Häusern, bei Familienfesten oder in den stillen Nebenstraßen, da blieben Lieder, Geschichten und Bräuche lebendig. Ich hörte sie in der Abenddämmerung über die Felder hallen, und ich wusste: Meine Kinder passen sich an, aber sie vergessen nicht.

Die politischen Spannungen, die 1848 in der Revolution aufbrachen, berührten auch die Niederlausitz. In den Städten wie Cottbus oder Luckau diskutierten Intellektuelle über Reformen, Rechte und Bildung. In dieser Zeit entstand die Erkenntnis, dass die Sorben nur überleben würden, wenn sie ihre Sprache behielten, gleichzeitig aber die deutschen Anforderungen erfüllten. Es war ein zartes Gleichgewicht zwischen **Beharrlichkeit und Anpassung**.

Gleichzeitig festigten sich die ersten modernen Strukturen der Verwaltung: Schulinspektoren, Bezirksbeamte und die Kirchenaufsicht arbeiteten zunehmend zusammen. Sie führten Listen, sammelten Berichte über sorbische Aktivitäten, überprüften Lehrer und Prediger. Jeder neue Bericht, jede neue Verordnung war ein weiterer Druck auf meine Kinder. Doch selbst in diesen schwierigen Jahren blieben sie erfinderisch: heimliche Lesungen, getarnte Liederproben, kleine Festlichkeiten – immer im Schutz meiner Wälder und Wiesen.

Plötzlich durften die Kinder wieder mehr in ihrer eigenen Sprache lernen. Die Kirchen öffneten sich für sorbische Prediger, und in manchen Gemeinden hallten alte Lieder wieder

durch die Hallen. Es war kein Triumph, nur ein leises Aufatmen – doch *ich*, die Lausitz, konnte spüren, wie die Worte wieder Wurzeln schlugen.

Auch in den **1850er Jahren** richteten sich selbst die höchsten Beamten Preußens auf: „Aus Gründen der Politik und der Humanität“, hieß es, sollte die sorbische Sprache stärker beachtet werden, Missstände behoben und Unzufriedenheit eingedämmt werden.

Ich sah die Menschen vorsichtig hoffen, dass ihre Stimme wieder gehört würde.

Denn Sprache ist mehr als Worte – sie ist Erinnerung, Atem, Lied. Und ich trage sie, wie alle alten Stimmen, sicher durch die Zeiten, auch wenn der Wind der Obrigkeit manches verschweigen will.

Ein Blick zurück in die Jahre – die Lausitz erinnert sich: Verlust der sorbischen Sprache im Unterricht (19. Jahrhundert)

erzählt von Frau Lausitz

Die Lausitz war ein Land der Worte, der Lieder und Geschichten, die von Mund zu Ohr wanderten, von Generation zu Generation. Doch im neunzehnten Jahrhundert begann sich etwas zu verändern. Die Sprache, die einst frei zwischen den Häusern und Feldern tanzte, wurde in den Klassenräumen leise beschnitten, eingefangen von Regeln und Vorschriften, die man von außen brachte.

Von Schule und Ordnung

Die Schulbänke waren hart, das Licht oft spärlich. Die Kinder saßen stramm, die Lehrer blickten streng. Wer in Sorbisch sprach, wurde getadelt, manchmal sogar bestraft. „Sprich Deutsch!“ hieß es, und das kleine Herz, das die alten Lieder im Innern trug, zog sich zusammen.
Die Bücher, die man brachte, waren in deutscher Schrift, in deutscher Sprache – die eigenen Geschichten, die Lieder der Großmutter, mussten draußen bleiben.

Von kleinen Rebellionen

Doch Kinder sind listig. Unter der Bank flüsterte man heimlich ein sorbisches Wort, in den Pausen sang man ein Lied, das niemand verstand außer denen, die die Sprache noch kannten.
Ich erinnere mich an einen Jungen in Burg, der heimlich Reime in sorbischer Sprache schrieb und sie in den Ritzen der Schulbänke versteckte. Ein Blatt Papier, ein paar Worte – und die Seele blieb ungebrochen.

Von Verlust und Erinnerung

Mit jedem Jahr wurden Wörter seltener. Die Sprache, die einst auf den Feldern wie ein Wind durch die Kornhalme strich, klang nun leiser in den Dörfern. Manche Eltern gaben auf, aus Angst oder aus dem Wunsch nach Anpassung. Und doch, in den Häusern, in den Spinnstuben, in den Stuben der Alten, lebte sie weiter – in den Geschichten, den Segenssprüchen, in den Namen der Kinder.

Von Kultur und Identität

Sprache ist mehr als Worte. Sie ist Herzschlag und Atem, Erinnerung und Heimat. Wer seine Sprache verliert, verliert ein Stück von sich. Die Lausitzer spürten dies, sie kämpften leise, indem sie Lieder sangen, die niemand hören durfte, und durch kleine Rituale, die den alten Klang bewahrten. So blieb die Sprache trotz aller Verbote ein unsichtbarer Faden zwischen Generationen, ein leises Band, das nicht zerriss.

Nachklang:

Wer die eigene Sprache bewahrt, hält die Seele des Landes lebendig – auch wenn sie nur im Flüstern erklingt.

Presse als Wegbereiter kollektiven Bewusstseins

Der Aufbau einer eigenen Presse markierte eine entscheidende Etappe zur Herausbildung eines nationalen Bewusstseins. 1842 erschien mit **Jutrnička** nach mehr als dreißig Jahren wieder eine sorbische Zeitung. Nach einem halben Jahr löste die **Tydźenska Nowina** diese erste Neuerscheinung ab. Diese Reihe von Publikationen führte schließlich zur Entstehung der **Serbske Nowiny**, die bis in die Gegenwart als wichtiges Medium der sorbischen Sprach- und Kulturpolitik gilt.

Zusammenfassung Wirkung und Bedeutung

Die Beschlüsse von 1815 veränderten die politische und administrative Grundlage des sorbischen Lebens tiefgreifend. Preußische Verwaltungsreformen und Sprachverordnungen setzten Assimilationsdruck und veränderten Alltagsstrukturen. Gleichzeitig formierte sich eine kulturpolitische Gegenbewegung, die über Literatur, Wissenschaft und Presse den Fortbestand sorbischer Sprache und Identität verteidigte. Diese Auseinandersetzung legte den Grundstein für moderne Formen sorbischen Selbstbewusstseins und kultureller Organisation. [Frei nach: Franziska Maria Kiedaisch; Dissertation Freiburg 2017

Forschung, Sammlung und das Wiederaufleben sorbischer Kultur

Jan Arnošt Smoler und der Pastor Joachim Leopold Haupt legten mit der Sammlung Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz den Grundstein für eine erste systematische volkskundliche Darstellung der sorbischen Kultur. Diese Arbeit brachte ihnen Anerkennung aus der akademischen Welt ein, etwa von den Gebrüdern Grimm, und machte sichtbar, dass sorbische Lieder, Sagen und Bräuche zu den ernstzunehmenden Forschungsgegenständen der europäischen Kulturwissenschaft gehörten.

Öffentlichkeit, Gesang und studentische Vernetzung

Ab 1845 wurden regelmäßig sorbische Gesangsfeste abgehalten. Diese öffentlichen Auftritte stärkten die Alltagstauglichkeit der sorbischen Sprache und zeigten nach außen, dass Kultur und Sprache lebendig sind. Parallel dazu entstand eine intensive

Gründungswelle von sorbischen Studenten- und Gymnasiastenvereinigungen. Ein prägnantes Beispiel ist die Serbowka, 1846 von katholischen Studenten am Wendischen Seminar in Prag ins Leben gerufen, die später eine Vermittlerrolle zwischen Sorben und anderen slawischen Intellektuellen übernahm.

Vom kulturellen zum politischen Bewusstsein

Sorbische Identität wurde nun nicht mehr nur über Sprache, Religion und Tradition definiert, sondern erhielt immer stärkere patriotisch-politische Züge.

Während der Revolutionsjahre 1848/49 trat dieses erwachende Nationalbewusstsein deutlich hervor: Eine Große Petition an die sächsische Regierung, unterzeichnet von etwa 5.000 Haushalten, forderte Gleichberechtigung innerhalb Sachsens und Preußens, **Anerkennung der sorbischen Sprache in Schule, Kirche, Gericht und Behörden sowie mehr staatsbürgerliche Rechte.**

Vereine, Frustration, Emigration

Um Druck zu machen, organisierten sich vor allem sorbische Bauern in Vereinen. Die Landesregierungen reagierten aber nur zögerlich und erfüllten die Forderungen nicht umfassend. Die enttäuschte politische Hoffnung führte bei vielen zur Abkehr von aktiver Politik; zahlreiche Sorben suchten ihr Glück durch Auswanderung, vor allem nach Amerika.

Ein Blick zurück in die Jahre – die Lausitz erinnert sich: Familienleben um 1900

erzählt von Frau Lausitz

Die Lausitz am Ende des neunzehnten Jahrhunderts roch nach frischem Brot, nach Erde und nach dem Rauch aus den Schornsteinen. Die Dörfer und kleinen Städte waren voller Leben, ein leises, stetiges Pulsieren aus Arbeit, Mühe und Zuwendung. Familien verbanden sich durch Pflicht, Liebe und das unaufhörliche Taktieren zwischen Alltag und Tradition.

Von frühen Morgenstunden

Bevor die Sonne über die Felder stieg, standen Mütter auf. Sie holten Wasser, zündeten das Feuer an, bereiteten Mahlzeiten, kleideten die Kinder an. Väter gingen hinaus, pflügten, häuften Holz, reparierten Dächer und Zäune.

Die Kinder halfen, soweit sie konnten, lernten schon früh, Verantwortung zu tragen – kleine Hände, die Körbe trugen, Futter holten oder Feuerholz sammelten.

Von Haus und Herd

Das Herz des Hauses war die Küche, der Herd, der stetig brannte. Hier wurden Geschichten erzählt, Tee gekocht, Brot gebacken, kleine Streitereien beigelegt. Die Spinnstuben hatten längst ihren festen Platz in den Häusern gefunden – manchmal nur ein Eckchen, in dem Wolle und Fäden ruhte, manchmal ein ganzer Raum, erfüllt vom Surren der Spindeln und den leisen Liedern der Frauen.

Von Festen und Festtagen

Trotz der Mühen gab es Feste: Erntedank, Kirchweih, Geburtstage. Dann duftete das Haus nach Kuchen, nach Kerzen, nach frisch gestärkter Wäsche. Die Kinder liefen barfuß über die Felder, lachten, spielten mit kleinen Tieren, sangen Lieder, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Auch die Älteren fanden Freude: Ein geernteter Korb voller Äpfel, ein sauberes Feld, ein festlich gedeckter Tisch – kleine Siege des Alltags, die in Erinnerung blieben.

Von Zusammenhalt und Nachbarschaft

Familien waren nicht allein. Nachbarn halfen sich gegenseitig, ob beim Hausbau, bei Ernte oder Krankheit. Ein Blick, ein Lächeln, ein ausgeliehenes Werkzeug – kleine Dinge, die das Leben leichter machten. Und manchmal, wenn der Abend nahte, saßen alle auf der Bank vor dem Haus, teilten Geschichten, Wein oder Milch und spürten die Kraft der Gemeinschaft.

Von Wandel und Kontinuität

Die Welt veränderte sich: Maschinen kamen auf die Felder, neue Wege wurden gebaut, Briefe und Zeitungen verbreiteten Nachrichten von weit her. Doch das Herz des Familienlebens blieb gleich – die Nähe, die kleinen Gesten der Fürsorge, die Rituale, die Generationen verbanden.

In all dem Wandel spürte man die leise, unaufhörliche Botschaft: Das Leben geht weiter, es bleibt lebendig, solange man Hände, Herz und Augen offenhält.

Nachklang: Familien halten die Welt zusammen – und in ihren kleinen Händen liegt das große Geheimnis des Lebens.

Literarische Notiz:

„Der Tag der roten Schleife“ – Erinnerungen einer sorbischen Braut

Ich heiße Marja Nowak, Tochter eines Leinewebers aus Dissen, und heute ist mein Hochzeitstag. Es ist der 14. Mai 1857, und ich stehe vor dem kleinen Spiegel in der Stube meiner Großmutter, während Tante Katerina mir die Haube bindet. Ihre Finger zittern ein wenig – nicht vor Alter, sondern vor Ehrfurcht. Denn diese Haube ist nicht irgendeine: Sie ist aus schwarzem Samt, mit feiner Goldborte und handgestickten Blumenranken. Sie gehörte einst meiner Urgroßmutter, die sie nur zu hohen kirchlichen Festen trug.

„Bleib still, Marja,“ sagt Tante Katerina, „die Falten müssen genau sitzen. Eine Braut mit schiefer Haube bringt Unglück.“

Ich nicke. In meinem Schoß liegt der gestärkte Brustlatz, weiß wie der Morgentau, mit zarten Spitzen und winzigen Perlen besetzt. Die Bluse darunter ist aus feinem Leinen, das

ich selbst gesponnen habe. Der Rock – ach, der Rock! – ist aus tiefblauem Wollstoff, schwer und warm, mit rotem Samtband am Saum. Darüber trage ich die Festtagsschürze, bestickt mit Kornblumen und Mohn – den Farben unserer Felder.

Ewald Müller, der Lehrer aus Cottbus, hat einmal gesagt, unsere Tracht sei ein „lebendiges Gedicht aus Stoff und Stickerei". Ich weiß nicht, ob ich dichten kann, aber ich weiß: Diese Kleidung spricht. Sie sagt, dass ich aus der Niederlausitz bin. Dass ich katholisch bin. Dass ich heute heirate.

Die Männer draußen tragen schwarze Kniebundhosen, weiße Hemden und Westen mit silbernen Knöpfen. Mein Vater hat seinen breitkrempigen Filzhut aufgesetzt, den er nur zu Hochzeiten und Beerdigungen trägt. Mein Bräutigam, Jan, wartet schon vor der Kirche. Auch er trägt Tracht – schlicht, aber würdevoll. Er hat mir gestern heimlich gesagt, dass er sich in mich verliebt hat, als ich beim Osterumzug die grüne Schürze mit den goldenen Stickereien trug.

Unsere Tracht ist nicht nur schön. Sie ist unser Schild. Als die deutschen Beamten kamen und sagten, wir sollten „richtige" Kleidung tragen, haben wir unsere Röcke noch weiter gestärkt, unsere Bänder noch leuchtender gefärbt. Wir sind Sorben. Wir sprechen unsere Sprache, wir singen unsere Lieder – und wir tragen unsere Farben.

Als ich aus dem Haus trete, weht ein leichter Wind durch das Dorf. Die Nachbarinnen stehen Spalier, jede in ihrer eigenen Tracht – keine gleicht der anderen, und doch gehören sie zusammen. Ich spüre das Gewicht der Stoffe, die Wärme der Wolle, das Kribbeln der Stickerei auf meiner Haut. Ich bin nicht nur Marja. Ich bin Teil von etwas Größerem.

Und während die Glocken läuten und ich Jan entgegengehe, weiß ich: Diese Kleidung wird mich ein Leben lang begleiten. Sie wird mich wärmen, wenn der Winter kommt. Sie wird mich trösten, wenn ich weine. Und eines Tages wird meine Tochter sie tragen – mit Stolz, mit Liebe, mit Geschichte.

- ***„Tag der roten Schleife"***
- *Der Ausdruck ist poetisch gemeint – die rote Schleife steht symbolisch für die festliche Stimmung und die typischen roten Akzente in der Tracht, etwa am Rocksaum oder als Bindeband der Schürze. In der Niederlausitz, besonders bei katholischen Sorben wie in Dissen, sind rote Farbakzente häufig, vor allem bei Festtags- und Hochzeitstrachten.*

- ### *Ursprung und Funktion*
- Die sorbische Tracht entwickelte sich aus der bäuerlichen Alltagskleidung des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie war funktional, wetterfest und zugleich festlich. Müller beschreibt, wie sich die Kleidung je nach Anlass wandelte: *Werktags schlicht, sonntags prächtig, zur Hochzeit opulent*. Die Tracht war ein visuelles Zeichen für Herkunft, Stand und sogar Familienstatus.

- ### *Farben, Formen und Symbolik*
- Besonders auffällig sind die leuchtenden Farben und kunstvollen Stickereien. Die Frauen trugen mehrlagige Röcke, Schürzen, Spitzenblusen und kunstvoll gefaltete Hauben – oft mit regionaltypischen Mustern. Müller hebt hervor, dass die Farben nicht zufällig gewählt wurden: *Rot stand für Liebe, Blau für Treue, Grün für Hoffnung*. Die Männerkleidung war schlichter, aber ebenfalls regional differenziert – mit bestickten Westen, Kniebundhosen und Hüten.

- ### *Regionale Unterschiede*

- Müller unterscheidet zwischen der Oberlausitzer und Niederlausitzer Tracht. In der Niederlausitz – etwa um Cottbus – war die Tracht besonders farbenfroh und detailreich. Die Oberlausitzer Tracht hingegen zeigte sich oft in gedeckteren Tönen und mit weniger Ornamentik. Diese Unterschiede spiegelten nicht nur modische Vorlieben, sondern auch sprachliche und konfessionelle Unterschiede wider
- ***Wandel und Bewahrung***
- Mit der Industrialisierung und dem Aufkommen moderner Kleidung im 19. Jahrhundert begann der Rückgang der Alltagstracht. Doch Müller beschreibt auch die Gegenbewegung: *Die Tracht wurde zum Symbol der kulturellen Selbstbehauptung*. Besonders in der Spreewaldregion wurde sie bei Festen, Prozessionen und kirchlichen Anlässen weitergetragen – oft mit Stolz und Hingabe.
- ***Bedeutung heute***
- Die sorbische Tracht ist heute ein Kulturgut. Sie wird gepflegt, rekonstruiert und bei Festen wie dem Zampern oder der Vogelhochzeit getragen. Museen, Trachtenvereine und das Sorbische Institut dokumentieren und bewahren diese Tradition. **Müllers Werk bleibt dabei ein Schlüsseltext – nicht nur wegen seiner detaillierten Beschreibung, sondern auch wegen seiner liebevollen Wertschätzung der sorbischen Kultur** [frei nach Serbski Institut]

„Wie Stoffe sprechen“ – Die Tracht der Niederlausitz

- Wenn der Morgennebel über die Felder der Niederlausitz zieht und die Glocken zum Kirchgang rufen, beginnt ein stilles Schauspiel: Die Tracht der Sorben erwacht zum Leben. Sie ist kein Kostüm, sondern ein Gedicht aus Stoff, Farbe und Erinnerung.
- ***Die Frauentracht – ein Fest der Schichten und Zeichen***
- Eine junge Frau beginnt ihren Tag mit dem Anlegen der Unterröcke – meist zwei bis drei, aus grobem Leinen oder Baumwolle, gestärkt und sauber. Darüber kommt der Hauptrock: tiefblau, aus schwerem Wollstoff, mit einem roten Samtband am Saum. Die Farbe Blau steht für Treue, das Rot für Liebe und Lebenskraft.
- Die Bluse ist weiß, aus feinem Leinen, mit einem hohen Kragen und Spitzenbesatz. Darüber liegt der Brustlatz – oft kunstvoll bestickt, mit winzigen Perlen oder bunten Fäden. Er wird mit Nadeln befestigt und ist das Schmuckstück der Tracht. Die Ärmel sind puffig, die Manschetten mit Häkelspitze verziert.
- Die Schürze ist das Herz der Festtagstracht. Sie zeigt florale Stickereien: Kornblumen, Mohn, Margeriten – die Blumen der Lausitz. Ihre Farben sind kräftig, ihre Muster regional unterschiedlich. In Dissen etwa dominieren Rot und Blau, während in anderen Dörfern auch Grün und Gelb vorkommen.
- Die Haube ist das Zeichen der Reife. Mädchen tragen Tücher, verheiratete Frauen die Samthaube – schwarz, mit Goldstickerei, oft mit einem roten Band gebunden. Sie sitzt tief auf der Stirn und wird mit Stolz getragen. Für Hochzeiten gibt es besondere Hauben, manchmal mit Seidenbändern und Spitzenrand.
- Ein rotes Korallenhalsband – oft mehrreihig – schmückt den Hals. Es ist nicht nur Zierde, sondern auch Schutzsymbol. Die Schuhe sind aus Leder, schlicht, aber gepflegt. Manchmal werden weiße Strümpfe getragen, besonders zu kirchlichen Anlässen.

- ***Die Männertracht – schlicht und würdevoll***
- Die Männer tragen Kniebundhosen aus schwarzem Tuch, dazu weiße Hemden mit Stehkragen. Die Weste ist oft bestickt oder mit silbernen Knöpfen besetzt. Darüber kommt ein Gehrock oder ein kurzer Jackett. Der Hut – breitkrempig und aus Filz – ist das wichtigste Accessoire. Er wird zum Gruß gehoben, zum Gebet abgenommen und zum Tanz fest aufgesetzt.
- ***Tracht als Sprache***
- Jede Kombination aus Farben, Mustern und Accessoires erzählt etwas: über den Anlass, den Familienstand, die Region und sogar die Stimmung. Wer genau hinsieht, erkennt, ob eine Frau verwitwet ist, ob ein Mädchen verlobt ist oder ob ein Fest bevorsteht.
- Die Tracht ist kein starres System, sondern ein lebendiger Code. Sie verändert sich mit dem Jahreslauf – im Winter schwer und dunkel, im Sommer leicht und hell. Sie passt sich dem Lebenszyklus an – von der Kindheit bis zur letzten Reise.
- **Ewald Müller schrieb 1821:**
- Der Luxus, der auf die bunte wendische Tracht verwendet wurde, war schon im 17. Jahrhundert so groß, dass die Lausitzer Stände auf dem Bartholomäi-Landtage 1654 dagegen einzuschreiten für nötig hielten. In der 15. Proposition des Landtagsausschusses heißt es demzufolge: „Denen Wendischen Bauernleuten und Knechten ist, damit ihre überhand nehmende Hoffart gestillet werden möchte, zu verbieten, die kostbaren Bänder und Federn um die Hüte, wie auch die Stiefel mit Absätzen und die verbramten Stolpen zu tragen; item: dass den wendischen Mägden die theuren Bänder um die Köpfe, wie auch Halsbänder von Korallen zu tragen, verboten sein soll.“

Historische Notiz:

Die Kleidung der Sorben/Wenden erzählt eine Geschichte von Identität, Tradition und Wandel – von der bäuerlichen Tracht bis zur kulturellen Selbstbehauptung. Ewald Müllers Werk von 1921 bietet einen wertvollen Einblick in diese Entwicklung.

Die sorbische bzw. wendische Kleidung ist weit mehr als bloße Bekleidung – sie ist Ausdruck einer jahrhundertealten Kultur, die sich zwischen Spreewald, Lausitz und Elbe behauptet hat. In Ewald Müllers „Das Wendentum in der Niederlausitz“ (2. Auflage, 1921) wird die Kleidung als Spiegel der sozialen, religiösen und regionalen Lebenswelt der Sorben beschrieben

Bildungsbewegung und kulturelle Erneuerung in den 1860er Jahren

In den 1860er Jahren begann eine neue Phase intensiver intellektueller Beschäftigung mit sorbischer Identität. Bildungsbürgerliche Initiativen zeigten sich in Publikationen und Wörterbüchern, etwa im 1866 erschienenen Lausitzisch-wendischen Wörterbuch von Křesćan Bohuwěr Pful, und in der Gründung literarischer Zeitschriften wie Łužičan. Diese Arbeiten professionalisierten Forschung, Sprachepflege und literarische Produktion.

Preußische Zugeständnisse und spätere Repressionen

Nach einer politischen Krise änderte Preußen Mitte des 1850er-Jahre seine Kulturpolitik teilwiese. Ab 1856 wurde in der Niederlausitz ein fakultativer sorbischer Sprachunterricht am Cottbuser Gymnasium erlaubt und sorbische Schulbücher konnten erscheinen. Diese

Erleichterungen waren jedoch temporär: Mit der Reichsgründung 1871 gewann das nationale Einheitsideal Vorrang, staatliche und kirchliche Förderung konzentrierte sich auf die deutsche Sprache, und die zuvor gewonnenen Räume für Sorbisch wurden wieder eingeschränkt. In der Folge vergiftete nationale Stimmung vielfach das öffentliche Klima, antisorbische Tendenzen nahmen zu und das interethnische Gefüge der Lausitz verschob sich spürbar. [frei nach Madlena Norberg | Peter Kosta (Hrsg.) Sorbische/Wendische Spuren in der nördlichen Niederlausitz].

Die Jahrzehnte zwischen den 1840er- und 1870er-Jahren zeigen eine doppelte Entwicklung: einerseits eine starke kulturelle Selbstmobilisierung mit Sammlungen, Festen, Vereinen und Publikationen; andererseits wiederkehrende politische Rückschläge, die die Sichtbarkeit und Handlungsräume der Sorben einschränkten. Trotz staatlicher Widerstände schufen Intellektuelle und Gemeinschaften Grundlagen für eine dauerhafte sorbische Kultur- und Sprachpflege.

Zwischen Kanzel und Grabstein: Niedersorbisch im öffentlichen Raum

Die niedersorbische Sprache blickt auf eine lange Geschichte der öffentlichen Verwendung zurück – eine Geschichte, die sich nicht in Straßenschildern und Amtsstuben, sondern in Kirchen, auf Glocken und in den Herzen der Menschen niederschlägt. Seit mindestens 165 Jahren, also seit etwa 1850, lässt sich ihre Präsenz im öffentlichen Raum nachweisen. Doch diese Präsenz war nie selbstverständlich – sie war stets gebunden an das Engagement Einzelner, an religiöse Rituale und an die stillen Zeichen der Erinnerung.

Bis zum Jahr 1945 – und in Teilen bereits ab 1937 – blieb das Niedersorbische über den kirchlichen Bereich hinaus nur selten sichtbar. Die Sprache war zwar lebendig, doch ihre schriftliche Präsenz im öffentlichen Raum war begrenzt. Ausnahmen bestätigen die Regel: So finden sich niedersorbische Bezeichnungen auf Karten der Landvermessung von Drebkau aus dem Jahr 1846 – ein bemerkenswerter Fall staatlicher Anerkennung durch das preußische Vermessungswesen. Auch die Filiale der Wendischen Volksbank AG in Cottbus trug zwischen 1928 und 1933 niedersorbische Beschriftungen – ein seltenes Beispiel wirtschaftlicher Sichtbarkeit.

Doch das eigentliche Rückgrat der niedersorbischen Schriftkultur bildeten die Kirchen. In Cottbus und Umgebung wirkten über Jahrzehnte hinweg engagierte Pfarrer, die das Niedersorbische nicht nur predigten, sondern auch in Inschriften verewigten. Bibelsprüche in niedersorbischer Sprache finden sich auf Emporen, auf Glocken und auf Konfirmationsscheinen – stille Zeugnisse einer gelebten Sprachtradition. Auch auf Friedhöfen hinterließen die Sorben ihre Spuren: Grabsteine mit niedersorbischen Inschriften erzählen von der Verbundenheit mit der Muttersprache über den Tod hinaus. Viele dieser Steine sind heute verschwunden oder verwittert – doch die wenigen erhaltenen sind kostbare Quellen der Erinnerung.

Der Begriff **„Wendische Landeskirche“** spielt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle. Er verweist nicht nur auf die kirchliche Organisation, sondern auch auf die kulturelle Eigenart der Niederlausitz. Im Vergleich mit anderen Regionen Deutschlands zeigt sich hier eine einzigartige Verbindung von Sprache, Religion und regionaler Identität. Die Kirche wurde zum Bewahrer der Sprache – nicht aus politischem Kalkül, sondern aus seelsorgerlicher Verantwortung und kultureller Treue.

So war das Niedersorbische zwischen 1850 und 1950 zwar selten auf Schildern zu lesen, aber tief in die symbolischen Räume der Gemeinschaft eingeschrieben. Es lebte in den Psalmen, in den Glockenklängen, in den Segenssprüchen – und in den

stillen Zeichen auf den Gräbern jener, die ihre Sprache nicht nur sprachen, sondern ihr vertrauten.

[frei nach Dr. P. Schurmann, LĚTOPIS. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur.]

Deutschland einig Vaterland

Die Reichsgründung 1871 und die damit verbundene Etablierung des deutschen Nationalstaates unter preußischer Dominanz führte dazu, dass in der Politik der germanisatorische Druck auf die Sorben zunahm. 1888 verbot das preußische Kultusministerium die Erteilung des fakultativen sorbischen Sprachunterrichts am Gymnasium in Cottbus. In der Oberlausitz schränkte das sächsische Schulgesetz aus dem Jahre 1873 die Erteilung sorbischen Unterrichts ein.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, in den 1880er und 1890er Jahren, wurde die Sorbenpolitik etwas strenger. Schulen wurden stärker auf Deutsch ausgerichtet, die Kirche begann Predigten verstärkt in deutscher Sprache zu halten, und erste Gesetze regelten, welche Publikationen in Sorbisch erscheinen durften. Doch genau in dieser Phase zeigte sich die **heimliche Stärke meiner Kinder**: Manuskripte kursierten unter Freunden, alte Volkslieder wurden von Generation zu Generation weitergegeben, und selbst in offiziellen Kirchenprotokollen tauchten immer wieder Hinweise auf den Erhalt der sorbischen Sprache.

Wenn Worte verschwinden – Die Sorben zwischen Nation und Statistik

Es gab eine Zeit, da ließ sich im Brockhaus noch lesen: „Deutschland besteht aus zwei Hauptnationen: aus Deutschen oder Germanen, und aus Völkern von slavischer oder wendischer Herkunft.“ So stand es in der ersten Auflage – deutlich hervorgehoben, als wäre es selbstverständlich. Doch mit dem Aufstieg des deutschen Nationalstaats veränderte sich nicht nur die politische Ordnung, sondern auch die Sprache, mit der man über Minderheiten sprach.

Begriffe wie „Nation“, „Nationalität“, „Volk“ oder „Völkerschaft“ verschwanden aus den Artikeln über Sorben und Wenden. Auf deutschem Boden, so die neue Definition, konnte es nur noch eine Nation geben: die deutsche. Was nicht passte, wurde sprachlich ausgeblendet – und damit auch kulturell entwertet.

Parallel dazu schrumpfte die Zahl der Sorben in der Niederlausitz dramatisch. Die preußische Statistik für die „Wendei“ zeigt es deutlich:

Kreis	Sorben 1843	Sorben 1861	Veränderung
Kalau	12.663	6.987	−5.676
Lübben	1.048	17	−1.031
Luckau	41	—	fast verschwunden
Cottbus	33.703	33.582	stabil
Spremberg	9.183	8.518	−665
Sorau	3.277	203	−3.074
Guben	451	564	+113

Gesamtzahl:

- 1843: 60.266 Sorben
- 1861: 49.871 Sorben

Was diese Zahlen nicht zeigen: die Geschichten, die Stimmen, die Lieder, die mit ihnen verschwanden. Die Sorben wurden nicht nur gezählt – sie wurden zunehmend aus dem öffentlichen Bewusstsein gedrängt. Ihre Sprache galt als rückständig, ihre Kultur als überholt. Und doch lebten sie weiter – in Dörfern, in Familien, in der Landschaft selbst.

Die Lausitz hat all das gesehen. Sie hat die Worte gehört, die verschwanden, und die Menschen gespürt, die blieben. Und vielleicht ist sie gerade deshalb bis heute ein Ort, an dem Erinnerung nicht nur Statistik ist – sondern Teil der Erde, Teil der Scholle, Teil der Geschichte.

Kulturarbeit und intellektuelle Gegenwehr

Gegen diesen Druck formierten sich Kräfte, die ***mein*** heimliches Flüstern in öffentliche Stimmen verwandelten. Sammler und Verleger traten auf: Liederhefte, Wörterbücher, poetische Sammlungen und geschichtliche Skizzen machten sichtbar, was seit Generationen mündlich weitergegeben worden war.

Namen wie Jan Arnöst Smoler, Handrij Zejler oder Jan Pětr Jordan sind Marksteine dieser Epoche; sie katalogisierten, editierten, organisierten Gesangsfeste und gründeten Zeitungen, damit die Sprache nicht nur im Stall, sondern auf dem Blatt lebte.

Gesangsfeste und studentische Vereinigungen sammelten Menschen zu öffentlichen Manifesten von Identität. Studentengruppen in Prag, Gymnasiastenvereine, lokale Gesangs- und Geselligkeitsvereine verbanden die Lausitz mit dem größeren slawischen Raum und mit europäischen Kulturkreisen. Die Presse wurde zum Hörrohr für Forderungen nach Anerkennung, die Schulen wurden zur Bühne für Sprachverteidigung, und die Bibliotheken wurden Speicher des kulturellen Gedächtnisses.

Politik, Petition und Enttäuschung

Die Jahre um 1848 brachten Hoffnung: eine Große Petition, von Tausenden Haushalten unterzeichnet, forderte Gleichberechtigung vor Schule, Kirche, Gericht und Verwaltung. Diese Forderungen waren nicht nur Wortlaut; sie suchten praktische Rechte: sorbischer Unterricht, sorbische Amtssprachen, sorbische Pfarrstellen. Die Regierungen reagierten zögernd, teils mit kleinen Zugeständnissen, oft jedoch mit Ablehnung. Die Ernüchterung war spürbar: Politisches Engagement schwächte sich ab, und eine Welle der Emigration, vor allem nach Amerika, nahm viele fort, die keinen Platz mehr sahen.

Alltag, Gemeinschaft und Resilienz

… die Fähigkeit, schwierige Lebenssituationen ohne anhaltende Beeinträchtigung zu überstehen

Während sich die Spitzen der Politik drehten, geschah in Dörfern das Messbare: Großmütter behielten Wiegenlieder, Bäuerinnen hüteten Bräuche, Tauf- und Erntefeste

blieben Netzwerke sozialer Erinnerung. Die sorbische Sprache blieb nicht nur Kommunikationsmittel, sie war auch Technik: Namensgebung, Felderzählungen, Schneidezeichen, die an Grenzen erinnerten. Die Gemeinschaften organisierten sich in Vereinen, Korporationen und Kirchen, und dort wurde ein soziales Netz geflochten, das politische Rückschläge abfangen, kulturelle Arbeit fortführen und Bildung in eigener Regie ermöglichen konnte.

Ökonomie und soziale Differenzierung

Die wirtschaftlichen Verschiebungen vertieften soziale Unterschiede. Betreiber von Manufakturen, Handwerker in wachsenden Städten und Bauern mit Marktzugängen fanden Aufstiegsmöglichkeiten; andere – kleine Höfe, Tagelöhner, Torfarbeiter – gerieten unter Druck. Die entstehende Differenzierung wirkte sich auch auf Sprache und Identität aus: Wer in eine Schicht aufstieg, nahm oft die dominante Sprache an; wer zurückblieb, hielt feste an der eigenen. Die Siedlungsdichte, die Nähe zu Eisenbahnlinien und Marktplätzen entschieden darüber, welche Orte schneller deutschen Einflüssen unterlagen.

Institutionen, Presse und Bildung als Haltepunkte

Zeitungen wie die Vorläufer der Serbske Nowiny, Gesellschaftsgründungen, Wörterbücher und neu entstehende Zeitschriften sorgten für einen intellektuellen Unterbau. Sie waren Schulen jenseits der Schulen, Archive jenseits der Archive; sie ermöglichten Austausch zwischen Intellektuellen, Lehrern und Laien. Dort wurde nicht nur Sprache reflektiert, sondern auch eine Idee von Nation und Zugehörigkeit ausgehandelt. Diese kulturellen Strukturen bildeten einen Widerstand gegen vollständige Auslöschung und schufen zugleich eine moderne, literarisch-publizistische Form sorbischer Existenz.

Ich, die Lausitz ziehe Bilanz über das 19. Jahrhundert:

Ich spreche aus dem Sand, aus dem Torf, aus den Versenkungen meiner Seen und aus den Kanten alter Wege. Das 19. Jahrhundert hat meine Flächen durchlaufen wie eine Zeit der Uhren und der Dampfmaschinen; zugleich blieb vieles an mir unverändert, weil Menschen hier weiter säten, sangen und Namen aneinanderreichten. Ich zähle, was verlorenging, was sich behauptete und wie sich im Lärm der Nationen meine kleinen Stimmen sammelten.

Landschaft und Leben unter neuen Vorzeichen

Im Lauf des 19. Jahrhunderts veränderte sich meine Oberfläche: Straßen wurden besser, Eisenbahnlinien schnitten meine Moore und verbanden Städte wie Cottbus, Hoyerswerda und Görlitz mit dem wachsenden Reich. Märkte öffneten sich, Waren flossen schneller, Preise schwankten rascher. Die Landwirtschaft reagierte auf neue Sorten und Techniken, Torfabbau und Holzschlag nahmen zu, Moorflächen wandelten sich zu Nutzflächen. Für viele meiner Menschen bedeutete das neue Chancen; zugleich veränderte die beschleunigte Ökonomie alte Lebensrhythmen.

[Karte Ewald Müller, 1894, Wendentum in der Niederlausitz, S. 81]

Sprache, Schule und administrative Scheren

Die politischen Neuordnungen nach 1815 schnitten meine Region: Teile kamen unter preußische, andere unter sächsische Verwaltung. Diese Grenzen verliefen nicht nur auf Karten, sie wirkten in den Dorfschulen, in den Pfarrämtern und in den Amtsstuben. In Preußen zeigte sich bald ein engerer Kurs gegen sorbische Sprache und Institutionen; Verordnungen, die deutschsprachige Geistliche und Lehrer bevorzugten, machten Sorbisch in öffentlichen Ämtern und Schulen unsichtbarer. In Sachsen war die Lage differenzierter, aber auch hier drängte die Verwaltungsreform die deutsche Unterrichtssprache vor. Die Folge war keine sofortige, vollständige Assimilation, sondern eine Ungleichheit der Möglichkeiten: Sprache wurde zum Gradmesser, ob jemand Zugang zu Ämtern, höheren Schulen oder juristischen Wegen erhielt.

Fazit: *Bilanz einer Landschaft*

Meine Bilanz des 19. Jahrhunderts ist zwiespältig. Ich habe Zuwächse an Mobilität, technischem Fortschritt und wirtschaftlicher Vernetzung erlebt; zugleich wurden meine Stimmen vielfach an den Rand gedrängt, ihre Sichtbarkeit in Schulen, Ämtern und Kirchen eingeschränkt. Doch die Jahrzehnte dieser Jahrhundertmitte legten auch den Grundstock für eine bewusst geformte sorbische Identität: gesammelt in Liedern, organisiert in Vereinen, artikuliert in Zeitungen, verteidigt in Petitionen. Nicht nur die Mauern der Verwaltung, auch die Werkstätten der Kulturarbeit bestimmten, wie meine Menschen weiter miteinander sprechen und sich erinnern.

Ich bleibe, in Torf gezeichnet und in Namen verwoben. Meine Bilanz endet nicht mit dem 19. Jahrhundert; sie wirkt fort in den Jahrzehnten, in denen meine Stimmen weiter um ihren Platz ringen.

Meine Empfehlung an die Leser, die mich hören: hören Sie genau hin — nicht nur auf die lauten Signale der Politik, sondern auf das leise Sprechen der Felder, Lieder und Namen, die meine Geschichte tragen.

Das neue Jahrhundert begann wie ein zögerliches Morgenlicht über meinen Wäldern und Seen. Meine Kinder, die Sorben, lebten weiterhin zwischen zwei Welten: der alten, vertrauten sorbischen Kultur und den wachsenden Anforderungen des deutschen Staates. Schulen, Kirchen und Behörden übten immer stärkeren Druck aus, Deutsch dominierte in Unterricht und Verwaltung. Doch auch im 20. Jahrhundert bewahrten meine Kinder ihre Sprache, ihre Lieder und Bräuche in versteckten Ecken der Dörfer und Städte.

In den Städten wie Cottbus, Hoyerswerda oder Bautzen nahm die Industrialisierung Fahrt auf. Fabrikschlote stiegen über meine Hügel, Eisenbahnzüge durchkreuzten die Felder. Viele Sorben verließen die Dörfer, um Arbeit in den Fabriken zu finden. In den Städten wurde Deutsch zur notwendigen Sprache des Arbeitsalltags – die Heimat, die Felder und die Flüsse blieben das Reich der alten Worte. Manchmal hörte ich abends in den Hinterhöfen das Flüstern sorbischer Lieder, und ich spürte, wie die Sprache in diesen Momenten überlebte, wie sie sich wie ein geheimnisvoller Same durch die Generationen zog.

Ein Blick zurück in die Jahre – die Lausitz erinnert sich: Wandel zur Bergbauregion im 20. Jahrhundert

Die Lausitz begann zu atmen unter einem neuen Rhythmus: Maschinen stampften, Förderbänder surrten, Schornsteine spuckten Rauch in den Himmel. Das Land veränderte sich, langsam, unaufhaltsam, als hätten die Felder und Moore selbst beschlossen, den Takt der neuen Zeit zu übernehmen.

Von Arbeit und Industrie

Die Menschen lernten schnell, dass Kohle und Ton das neue Gold waren. Männer stiegen hinab in Schächte, die Dunkelheit umhüllte sie wie ein harter Mantel, während ihre Hände Felsen und Erde bewegten, die früher nur die Pferde gekannt hatten. Frauen fanden Arbeit in den Werkstätten, in den Küchen der Bergwerkskolonien, in den Schulen und Geschäften, und überall waren Hände beschäftigt, Köpfe wachsam.

Von Dörfern, die Städte wurden

Dörfer wuchsen, Häuser reihen sich an Häuser, Straßen wurden gepflastert, Eisenbahnschienen schlängelten sich durch die Landschaft. Alte Wege verschwanden, neue entstanden. Und doch, trotz des Lärms, der rauchenden Schornsteine, blieben Plätze, an denen die Kinder barfuß spielten, wo das Wasser der Bäche glänzte und die Birken raunten, dass die Welt sich nicht ganz verändert hatte.

Von Mut und Anpassung

Es war nicht leicht, sich an die neue Welt zu gewöhnen. Wer nicht lernte, mit der Maschine zu arbeiten, wer nicht Schritt hielt, blieb zurück. Aber die Lausitzer waren erfinderisch und zäh. Sie lernten neue Techniken, erfanden kleine Tricks, um den Alltag leichter zu machen, bewahrten gleichzeitig alte Lieder und Geschichten, die sie in den Schichten der Zeit versteckten.

Von Gemeinschaft in der Moderne

Die Menschen fanden neue Wege des Zusammenhalts: in Bergwerkskolonien, in Werkstätten, in Schulen. Feste und Traditionen wurden angepasst, doch sie blieben wichtig. Das Jahr begann mit dem Rhythmus der Arbeit, aber es endete mit dem Klang von Musik, von Geschichten und von Gesang.

Ich erinnere mich an ein kleines Mädchen, das in der Dämmerung die alten sorbischen Lieder summte, während ihr Vater aus der Tiefe des Schachts zurückkehrte – ein leises Zeichen, dass Vergangenheit und Zukunft nebeneinander bestehen konnten.

Von Wandel und Hoffnung

Die Lausitz wandelte sich, doch ihre Seele blieb. Alte Bauernhäuser, Birkenwälder und Moore waren Zeugen einer Zeit, die gegangen war, während neue Fabrikschlote und Förderanlagen Zeugnis der Gegenwart ablegten. Und immer wieder spürte man: Der Mensch passt sich an, aber er vergisst nicht.

Nachklang: Wer den Wandel sieht, erkennt das Alte im Neuen – und die Lausitz trägt beides im Herzen.

Und dann begann das 20. Jahrhundert

Die Lausitz erinnert sich *Ein innerer Monolog der Landschaft*

Ich war wach. Nicht mehr schläfrig wie im Jahrhundert zuvor, sondern gespannt, gespannt wie ein Drahtseil. Die Maschinen kamen – nicht als Gäste, sondern als neue Herren. Sie fraßen sich durch meine Wälder, durch meine Moore, durch mein Gedächtnis. Braunkohle wurde mein neues Herz, aber es schlug laut, heiß, unruhig.

Ich sah Senftenberg wachsen – nicht wie ein Baum, sondern wie ein Schacht. Die Gruben wurden tiefer, die Häuser dichter, die Luft schwerer. Die Menschen kamen von überall, suchten Arbeit, suchten Brot. Und mit ihnen kamen neue Sprachen, neue Rhythmen, neue Regeln.

Aber ich war nicht vergessen. In den Dörfern rund um Cottbus, in den Stuben von Dissen, in den Kirchen von Schleife sprach man noch Sorbisch – leise, aber mit Stolz. Die ersten sorbischen Vereine entstanden, die ersten Zeitungen, die ersten Bücher, gedruckt in einer Sprache, die man längst totgesagt hatte.

Ich sah Lehrer, die heimlich sorbisch unterrichteten, Pfarrer, die zweisprachig predigten, Kinder, die zwischen zwei Welten aufwuchsen – zwischen dem Deutschen der Schule und dem Sorbischen der Großmutter.

Aber ich erinnere. *Ich* erinnere die Stimmen der sorbischen Dichter, die ersten sorbischen Theaterstücke, die Versuche, mich zu bewahren – nicht als Museum, sondern als lebendige Landschaft.

Ich war nicht geeint, aber ich war lebendig. Ich war nicht laut, aber ich war da.

Und ich wusste: Die nächsten Jahre würden mich verändern. Aber ich würde weiter erzählen. Denn ich bin die Lausitz. Und ich vergesse nicht.

Die Lausitz erzählt von ihren Töchtern: Wenn stille Kräfte das Großstadtkind ernährten

Es gibt Geschichten, die riechen nach Heu und Stadtstaub zugleich. Eine davon handelt von meinen Töchtern aus dem Spreewald – von jenen jungen Frauen, die einst das stille Wasser verließen, um in der lauten Stadt fremde Kinder zu nähren.

In den moosgrünen Fließen, wo die Erlen ihre Schatten in die Spreearme legen, wuchs jene Kraft, aus der sie schöpften. Es war die Ruhe des Wassers, das Gleichmaß der Jahreszeiten, die Geduld des Bodens. Diese Kraft trugen sie in sich, wenn sie die Heimat verließen, um in Berlin Ammen zu werden.

Sie kamen in die Hauptstadt mit wenig Gepäck, doch mit einem sichtbaren Zeichen: ihrer Tracht. Bunt, stolz und unübersehbar war sie – ein Stück Spreewald auf Berlins Pflaster. Die Röcke weit, die Hauben gestärkt, die Bänder leuchtend – und jeder Stich darin erzählte von Heimat, von Arbeit, von Würde.

Man sah sie in den Straßen, in den Parks, vor den herrschaftlichen Häusern – und man wusste: Das sind Frauen aus dem Spreewald. Sie brachten mehr als Muttermilch, sie brachten Verlässlichkeit, Sorgfalt, jene stille, unaufdringliche Kraft, die Städte am Leben hält, ohne dass sie es merken.

„Um 1900“, so heißt es, „sollen in Berlin an die tausend Ammen aus dem Venedig des Nordens tätig gewesen sein.“

Tausend Herzen, die in zwei Welten schlugen. Tausend Hände, die fremde Kinder hielten – und im Geist noch den Duft von Moor und Wiesen trugen.

Doch wer glaubt, das sei bloß eine Geschichte von Dienst und Brot, der irrt. Es war auch eine von Stolz. Ihre Tracht war nicht nur Kleid, sie war Sprache, Herkunft, Schutzschild. In Berlin galt die Spreewälder Amme als gesund, fleißig, genügsam – ein Ideal, das die Großstädter mit feiner Ironie bestaunten und doch dringend brauchten.

Heimat und Fremde lagen für diese Frauen oft nur eine Bahnfahrt voneinander entfernt – und doch Welten. In ihren Dörfern waren sie Töchter der Erde, in der Stadt wurden sie zu Sinnbildern einer „ursprünglichen“ Kultur. Was sie in der Heimat aus innerer Gewohnheit trugen, wurde in der Fremde zum exotischen Abzeichen.

„Wer etwas auf sich hielt, holte sich eine Amme aus dem Spreewald“, schrieb eine Berliner Zeitung.

So wurde selbst das Stillen ein Stück Gesellschaftsordnung – eine Verbindung von Herkunft und Nachfrage, von Land und Stadt, von Armut und Wohlstand.

Für den Spreewald war es ein Handel, so alt wie die Welt: Die jungen Frauen gaben, was sie hatten – Kraft, Geduld, Nähe – und brachten im Gegenzug ein wenig Geld, ein Stück Selbstständigkeit, vielleicht auch Sehnsucht zurück in die Heimat. [Foto „Spreewälder Ammen im Tiergarten um 1900“, Ullstein GmbH, Haeckel Archiv]

Heute sind sie fast vergessen. Nur selten taucht ein altes Foto auf, auf dem eine junge Frau im gestärkten Mieder ein Kind auf dem Arm hält, das nicht ihres ist. In den Heimatstuben von Burg oder Lübbenau erzählen die Trachten noch leise davon – als hätten sie den Atem jener Zeit behalten.

Ich, die Lausitz, erinnere mich an sie. An ihre Schritte auf den sandigen Wegen, an die Kähne, die sie fortbrachten, an das Wasser, das sie spiegelte, als sie zum letzten Mal Abschied nahmen.

Ihre Geschichte ist kein lautes Kapitel. Aber sie erzählt vom Wandel – davon, wie die Kraft der Heimat hinausfließt in die Welt, verwandelt, gebraucht, vergessen, und manchmal doch wieder erinnert.

Denn auch in der lauten Stadt, zwischen Stein und Staub, lebte etwas von mir weiter – in den Frauen, die still nährten, was Zukunft heißen sollte.

Die Industrialisierung setzt ihren Höhenflug fort

Zwischen 1900 und 1915 war die Niederlausitz geprägt von Industrialisierung, sorbischer Selbstbehauptung und den ersten Schatten des Weltkriegs. Die Lausitz erlebte Aufbruch und Erschütterung zugleich – ein stilles Beben unter der Oberfläche.

Dann kam der Erste Weltkrieg, und mit ihm neue Ordnungen.

Ein Riss ging durch meine Seele. Der Krieg begann – nicht in mir, aber durch mich. Meine Söhne wurden eingezogen, meine Felder blieben leer, meine Lieder verstummten.

Ich spürte die Angst, nicht nur vor Bomben, sondern vor dem Vergessen. Denn wer kämpft, spricht nicht. Und wer trauert, schweigt.

Die Jahre des Ersten Weltkrieges (1914–1918) brachten Leid, Verlust und Angst. Männer zogen in die Schlachten, Dörfer und Städte wurden von Nachrichten erschüttert, und meine Kinder mussten zusätzlich mit der zunehmenden Bürokratie umgehen. Die preußische Verwaltung überwachte die Sorben weiterhin, während die Sprachpflege und Kultur in der Familie und in den Gemeinden gelebt wurden. Trotz des Krieges entstanden

in Kirchen und Vereinen kleine Initiativen, um Lieder, Geschichten und Traditionen zu bewahren.

Aufbruch und Widerstand: Die sorbische Nationalbewegung im frühen 20. Jahrhundert

Im ausgehenden 19. Jahrhundert begann sich unter den Sorben ein neues Selbstbewusstsein zu formen – getragen von Bildung, Wissenschaft und kultureller Eigenleistung. Eine zentrale Figur dieser Bewegung war der Sprachwissenschaftler Arnošt Muka. Mit akribischer Forschung und leidenschaftlichem Engagement setzte er sich für die Bewahrung und Stärkung der sorbischen Sprache und Identität ein. Sein Ziel war klar: Die Sorben sollten sich nicht länger als Randgruppe begreifen, sondern als eigenständiges Volk mit eigener Geschichte, Sprache und Kultur.

Diese Idee fand Resonanz. Bereits 1875 wurde das Studententreffen Schadźowanka ins Leben gerufen – ein Ort der Begegnung, des Austauschs und der geistigen Erneuerung. Parallel dazu entstanden zahlreiche Vereine, die sich der Pflege sorbischer Kultur widmeten: Theatergruppen, Chöre, Bildungsinitiativen. Auch in der Landwirtschaft engagierten sich sorbische Bauern zunehmend in Vereinen und Genossenschaften, insbesondere ab 1871. Die sorbische Bewegung war nicht nur akademisch, sondern tief in der ländlichen Bevölkerung verwurzelt.

Ein Meilenstein war die Gründung der Domowina im Jahr 1912 – ein Dachverband, der die verstreuten sorbischen Vereine erstmals organisatorisch bündelte. Zum Gründungszeitpunkt gehörten ihr 31 Vereine an, darunter mit der Maćica Serbska nur ein Vertreter aus der Niederlausitz. Die Oberlausitz war zu dieser Zeit das kulturelle Zentrum: Allein 1913 zählte man dort 58 Kulturvereine mit insgesamt 8.820 Mitgliedern. Zwischen 1900 und 1914 fanden rund 250 sorbische Theateraufführungen und 120 Chorkonzerte statt – ein beeindruckender Ausdruck lebendiger Volkskultur.

Der Erste Weltkrieg brachte diese Entwicklung zunächst zum Erliegen. Doch kaum war der Krieg beendet, regte sich erneut politisches Leben. Am 13. November 1918, dem Tag der Abdankung des sächsischen Königs, konstituierte sich der **Wendische Nationalausschuss (Serbski narodny wubĕrk).** Er verstand sich als politisches Organ zur Durchsetzung sorbischer Rechte – auch wenn diese noch nicht gesetzlich verankert waren, sondern auf der Toleranz der jungen Weimarer Republik beruhten.

Nur drei Tage später wurde der Wendische Bund gegründet, der die Arbeit an der Basis vorantrieb. Besonders wichtig war ihm die Überwindung konfessioneller Spaltungen zwischen katholischen und protestantischen Sorben – ein Schritt hin zu einer gemeinsamen Identität. Der Nationalausschuss formulierte mutige Forderungen: Die Unabhängigkeit der Lausitz – entweder als eigener sorbischer Staat oder durch Anschluss an die Tschechoslowakei.

Die Weimarer Verfassung vom 31. Juli 1919 schien diesen Bestrebungen zumindest rechtlich Raum zu geben.

Fernes Weimar und was es von mir hält:

Die **Weimarer Verfassung von 1919** versprach Schutz: Artikel 113 erklärte, dass fremdsprachige Volksteile – darunter die Sorben – nicht in ihrer Muttersprache behindert werden dürften, weder im Unterricht noch in Verwaltung oder Rechtspflege. Es war ein Hoffnungszeichen nach Jahrhunderten der Unterdrückung. Artikel 113 garantierte den

fremdsprachigen Volksteilen freie Entwicklung, einschließlich des Unterrichts in der Muttersprache. Endlich schien die deutsche Verwaltung zu erkennen, dass die Sorben ihre Sprache und Kultur behalten durften. Meine Kinder spürten Hoffnung, obwohl die politische Lage unsicher blieb.

Doch gleichzeitig blieben die Behörden wachsam. Die Politik war misstrauisch.

Am **20. Januar 1920** tagte das Auswärtige Amt, um zu beraten, wie die „wendische Nationalbewegung" überwacht werden könne. Die Autonomiebestrebungen von **Arnošt Bart** und **Adolf Černý** 1918/19 hatten Angst gemacht. Das Reichsaußenministerium wollte das bisherige „Wendenreferat" loswerden; das Innenministerium fürchtete, eine Übernahme würde die Sorben als nationale Minderheit anerkennen – ein Schritt, der andere Minderheitenfragen wie die der Polen oder Dänen hätte koppeln können.

Die Lösung: die **Wendenabteilung**, regional angesiedelt, zuständig für die Steuerung der Sorbenpolitik vor Ort. Ein Apparat aus Verwaltung und Kontrolle, der die Sprache beaufsichtigen sollte – während die Kinder weiter ihre Lieder sangen, beteten und heimlich die alten Worte bewahrten.

Und ich, die Lausitz, hörte alles. Ich hörte die Briefe und Verordnungen, die Diskussionen der Beamten, das leise Hoffen der Menschen und das zarte Wiederaufleben ihrer Sprache. Worte mögen auf Akten verschwinden, doch sie leben in Herzen, Liedern und Geschichten. Ich trage sie durch die Zeiten – von Bolzenthal über die Frankfurter Verfügung, die Reformen der 1840er und 1850er Jahre, die Wirren nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Wendenabteilung. Die Sprache meiner Kinder mag unterdrückt werden, aber sie stirbt nie ganz.

Dennoch bewahrten meine Kinder weiterhin heimlich ihre Kultur. In Kirchen wurden Predigten gelegentlich noch in Sorbisch gehalten, in Lesevereinen heimlich Manuskripte weitergegeben, und Volksfeste wurden mit alten Liedern gefeiert. Die Sprache war zwar eingeengt, aber nicht besiegt. In den Wäldern, auf den Feldern, in den stillen Winkeln meiner Städte erklang Sorbisch weiter – leise, aber beständig.

So erzählen die Jahre von **1900 bis 1920** von Umbrüchen, Krieg, politischer Unsicherheit und neuen Möglichkeiten. Sie sind geprägt von Anpassung, Überwachung, Widerstand und der leisen Beharrlichkeit meiner Kinder. Ich, die Lausitz, sah sie kämpfen und überleben, und ich wusste: Ihre Sprache, ihre Kultur und ihre Geschichten würden auch in dieser Zeit nicht verloren gehen.

Die Welt hatte sich verändert. Nach dem Ersten Weltkrieg lagen meine Felder und Städte in einem Land, das sich selbst neu erfand: die Weimarer Republik. Die Sorben standen zwischen alten Zwängen und neuen Hoffnungen. Die Verfassung von 1919 versprach Schutz für ihre Sprache und Kultur – ein Lichtblick, das erste klare Signal, dass ihre Lieder und Bräuche offiziell anerkannt waren.

Doch meine Kinder lernten schnell: Rechte alleine schützten nicht vor Kontrolle.

Die frisch gegründete „Wendenabteilung" nahm ihre Arbeit auf, und ich sah, wie Beamte, Archivare und Inspektoren das Leben der Sorben genau beobachteten. Jede Schule, jede Publikation, jedes Vereinsfest wurde protokolliert. Die Abteilung sollte nicht nur fördern, sondern auch überwachen – stets auf der Hut vor „wendischem Nationalbewusstsein".

Die Lausitz erzählt: Die „Wendenabteilung“ erwacht

Kaum war das neue Jahrzehnt angebrochen, spürte ich erneut den kalten Atem der Politik über meinen Dörfern. Bereits am **27. Januar 1920** entstanden in strengster Geheimhaltung Pläne, die meine Kinder, die Sorben, direkt betrafen: die **Wendenabteilung** sollte ins Leben gerufen werden.

In ihrem Konzept standen die Ziele glasklar: Das Deutschtum in den wendischen Gebieten stärken, jede Regung von sorbischem Nationalbewusstsein aufspüren, die Menschen langsam in die Ordnung des Reiches eingliedern. Selbst scheinbar harmlose Aktivitäten – ein Kirchenlied, ein sorbisches Gesangbuch – wurden geprüft, und nur das unterstützt, was die bestehende Ordnung nicht störte. Die Abteilung sollte beobachten, sammeln, prüfen – stets verborgen, damit niemand den Eindruck bekam, die Sorben würden unter strenger Kontrolle stehen.

Dazu gehörte der Aufbau eines internen „Wendenarchivs“, die sorgfältige Dokumentation von sorbischen Kulturaktivitäten und die Unterstützung von Projekten, die „dem Deutschtum förderlich“ erschienen. Erst 1923 nahm die Abteilung ihre Arbeit mit einer hauptamtlichen Planstelle auf – ein Büro, von dem aus meine Täler und Dörfer still beobachtet wurden.

Nicht allein agierte sie: Ein wissenschaftlicher Begleiter wachte über ihre Arbeit. Die **Stiftung für deutsche Volks- und Kulturforschung**, 1926 gegründet und eng verbunden mit der Universität Leipzig, wertete und veröffentlichte die Ergebnisse. Ihre Vorgängerorganisation, entstanden 1922 durch Leipziger und Berliner Gelehrte, hatte bereits den Weg bereitet. Bald erschienen sogenannte „Wendenmonografien“ – Arbeiten, die meine Kinder und ihre Geschichte wissenschaftlich bearbeiteten, doch stets durch die Linse der Ziele der Wendenabteilung betrachtet.

Die 1920er Jahre brachten außerdem **wissenschaftliche Aufmerksamkeit** für meine Kinder. Die Leipziger Stiftung für deutsche Volks- und Kulturforschung begann, ihre Geschichte zu dokumentieren – allerdings meist aus einer Sicht, die das Ziel hatte, die Sorben in das Deutschtum einzuordnen. Monografien, Artikel und Archivarbeiten entstanden, manche sachlich, manche tendenziös. Ich konnte spüren, dass in den Bibliotheken und Lesesälen die Sorben gleichzeitig bewundert und überwacht wurden.

Trotz aller Kontrolle blieb die **kulturelle Vitalität** erhalten. In den Dörfern erklangen noch Volkslieder, Kinder lernten heimlich alte Geschichten, und Vereine sammelten Manuskripte. Die Städte wie Cottbus, Bautzen oder Hoyerswerda wurden zu Zentren der sorbischen Kultur: Theateraufführungen, Lesungen, Chöre – alles mit einem leisen Hauch der Bewahrung, während die Behörden jeden Schritt protokollierten.

Politisch war es eine Zeit der Unruhe. Wirtschaftliche Krisen, Inflation und soziale Spannungen prägten das tägliche Leben meiner Kinder. Dennoch bot die Republik eine Phase, in der Überwachung und Einschränkung nicht mit der Vehemenz früherer Jahrhunderte einhergingen. Es war ein vorsichtiges Aufatmen, eine Periode, in der die Sorben ihre Identität in kleinen Nischen bewahren konnten, während gleichzeitig die Verwaltung und die Wendenabteilung wachsam blieben.

Ich, die Lausitz, sah alles. Ich hörte die Aktendeckel schließen, die Stempel fallen, die Berichte geschrieben. Die Menschen sangen noch, sie beteten noch, sie sprachen heimlich weiter ihre Sprache – doch über ihnen hing nun ein strenger Blick, verborgen in Akten

und Bürofluren. Sprache, dachte ich, lässt sich nicht in Verordnungen einschließen, und doch fühlte ich die Last der Kontrolle wie einen kalten Nebel über meinen Feldern.

Die Lausitz erzählt: Von der Leipziger Stiftung zur Dahlemer Publikationsstelle

Ich spürte, wie die Welt der Wissenschaft sich in meinen Tälern und Dörfern verdichtete und verwob: **Die Leipziger Stiftung**, die lange Jahre über die Erforschung des Ostens herrschte, war bis **1928** Ton angebend. Doch die Aufgaben wurden größer, die Felder weiter, die Probleme zahlreicher – und die Stiftung überfordert. Zwei ihrer Mitarbeiter begleiteten noch eine **kommissarische Besprechung des Innenministeriums**, die über die Gründung einer **Zentralstelle für Ostforschung** nachdachte. Doch die Leipziger Stiftung trat zurück, zog sich aus der Koordination zurück und verlegte ihre Aufgaben nach Berlin.

1929 gründete der Generaldirektor des Preußischen Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem ein Institut, um den wissenschaftlichen Nachwuchs zu schulen – motiviert auch durch die Kontroversen der polnischen Westforschung. Nur zwei Jahre später entstand an demselben Ort die **Dahlemer Publikationsstelle (PuSt.)**, die sich ab **1935** explizit auf die Sorben konzentrierte. Ich, die Lausitz, sah, wie Akten, Bücher und Berichte über meine Kinder aufgeschichtet wurden – mit der Präzision, die man nur von Beamten kennt.

Doch dann kamen auch in meine grüne Landschaft die braunen Hemden

Auch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten blieb die Politik der Sorben im Blick: Am **30. August 1933** fand eine Unterredung im Auswärtigen Amt statt. Es wurde festgehalten, dass eine „tolerante Politik“ gegenüber den Wenden im Interesse der deutschen Minderheiten Europas geboten sei. Wer meine Kinder überwachte, tat dies nicht nur im Inland, sondern im Wissen, dass jede Maßnahme auch Rückwirkungen auf Deutsche im Ausland haben könnte. Selbst die Bekämpfung wendischer „Hetzer“ in Sachsen durfte nicht den Eindruck der Germanisierung erwecken – ein Thema, das der Herr Reichskanzler in einer bekannten Rede bereits abgelehnt hatte.

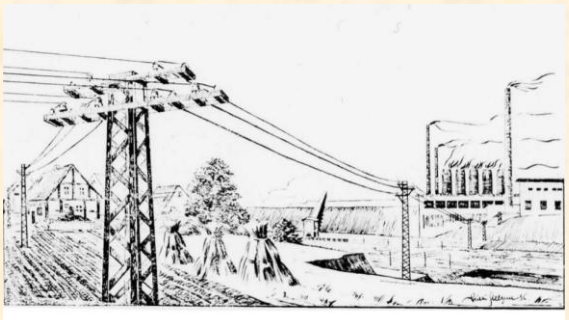


Abbildung 1: Harmonie von Industrie, Landwirtschaft und Natur im »Vierjahresplankreis« Calau, Grafik von Willi Stelzner, 1936

So beobachtete ich, wie meine Täler zum Spielfeld von Behörden, Stiftungen und Publikationsstellen wurden. Wissenschaft, Politik und Kontrolle verwebten sich, während die Sorben weiterhin ihre Lieder sangen, beteten und heimlich ihre Sprache bewahrten. Auch wenn die Akten schwer wogen, die Sprache meiner Kinder war leichter – und blieb unhörbar stark in meinen Wäldern, Flüssen und Dörfern.

Doch mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus wandelte sich diese Offenheit in Bedrohung. Die kulturelle Eigenständigkeit der Sorben wurde nun als Gefahr wahrgenommen. Viele Vereine wurden verboten, sorbische Geistliche und Lehrer verhaftet oder ausgewiesen. Hausdurchsuchungen und Überwachungsmaßnahmen nahmen zu. Allerdings änderte sich die Strategie der NS-Machthaber bald: Statt offener Repression versuchte man, die Sorben ideologisch zu vereinnahmen – ein taktischer Schwenk, der neue Herausforderungen mit sich brachte.

Die Sonne über meinen Hügeln schien unverändert, doch ein Schatten legte sich über meine Städte und Dörfer.

Ich spürte sofort, dass meine Kinder, die Sorben, nun unter einer anderen Art von Kontrolle standen. Ihre Sprache, ihre Lieder, ihre Feste – alles, was ihre Identität ausmachte, geriet ins Visier der neuen Herrschaft.

Gleich zu Beginn der NS-Zeit gab es **„Wendenbesprechungen“** im Reich, in denen Beamte, Historiker und Parteifunktionäre über die „Wendenfrage“ diskutierten. Meine Kinder wurden offiziell nicht als eigenes Volk anerkannt, sondern als „Wenden“ innerhalb des deutschen Volkes eingestuft. Ihre Sprache galt als rückläufig, ihre Kultur als harmlos, solange sie das Deutschtum nicht gefährdete. Doch jeder Schritt wurde überwacht: Vereine, Publikationen, Schulen und Kirchen standen unter ständiger Beobachtung.

Interessanterweise wiederholte sich ein Muster, das ich schon aus früheren Jahrhunderten kannte: Die lokale Verwaltung, die Kirchenbeamten, die Schule vor Ort – alle handelten nach eigenem Ermessen, manchmal strenger, manchmal nachsichtiger – während die höheren Ebenen des Staates klare Richtlinien vorgaben. In dieser Zeit war das Innenministerium aktiv, **verbot Organisationen wie die Domowina und setzte die Überwachung rigoros durch.**

Doch ich, die Lausitz, sah auch die leise Beharrlichkeit meiner Kinder. In versteckten Ecken sangen sie weiterhin Lieder, erzählten Geschichten, hielten heimlich Feste ab und bewahrten so die Essenz ihrer Identität. Die NS-Zeit wollte vieles auslöschen, doch sie konnte die tiefe Verwurzelung der Sorben in meiner Landschaft nicht brechen.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten änderte sich alles. Meine Kinder wurden als „Wenden“ im deutschen Volk eingestuft, ihre Sprache wurde eingeschränkt, Publikationen zensiert. Wissenschaftliche Forschungen über Sorben wurden verboten. Die Gestapo drohte mit Umsiedlung. Trotzdem überlebten Lieder, Geschichten und Feste – leise, heimlich, in den Schutz meiner Wälder und Flüsse.

So zeigt sich ein Muster über all die Jahre: Die Sorbenpolitik schwankte zwischen Überwachung, Kontrolle und zeitweiser Toleranz.

- Ob unter preußischen Königen, sächsischen Herzögen, in der Weimarer Republik oder während der NS-Zeit – die zentrale Konstante war die Sorge um meine Kinder, begleitet von einem steten Druck, ihre Identität dem Deutschtum anzupassen. Doch trotz Verbote, Verordnungen und Bedrohung überlebte die Kultur der Sorben.

Meine Kinder lernten, sich anzupassen, zu verstecken und ihre Identität dennoch zu bewahren. Ihre Sprache überdauerte, ihre Lieder und Geschichten flüsterten weiter durch die Wälder, Wiesen und Städte. Und ich, die Lausitz, bewahre ihre Spuren. Wer genau hinhört, kann sie noch immer vernehmen – in den Namen der Orte, im Klang der Flüsse, im Rascheln der Birkenblätter.

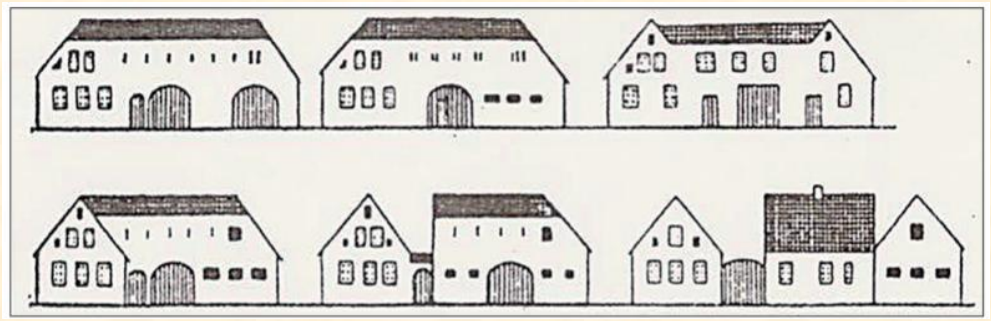
Historische Notiz: Architektur als Identitätsmarker: Das „Wendische Gehöft“ im Senftenberger Raum

Mitten in der NS-Zeit, im Jahr 1937, wurde eine regionale Gehöftform offiziell als „wendische Bauart“ deklariert – eine Entscheidung, die aufhorchen lässt. Denn gerade in einer Epoche, in der sorbische Kultur systematisch unterdrückt wurde, erscheint die Anerkennung eines „Wendischen Gehöfts“ als widersprüchliches Signal. War dies ein Ausdruck regionaler Eigenart, ein Relikt älterer Klassifikationen – oder gar eine Fortführung pseudowissenschaftlicher Deutungsmuster?

Im Volksmund der Senftenberger Region war diese Gehöftform unter mehreren Namen bekannt: als „Senftenberger Typ“, als „Geschlossener Vierseitenhof“ und eben auch als „Wendisches Gehöft“. Die Bezeichnungen verweisen auf eine spezifische bauliche Struktur, die sich deutlich von anderen Hofformen abhebt – und zugleich auf eine kulturelle Zuschreibung, die möglicherweise mehr über die Deutenden als über die Dargestellten aussagt.

Historisch wurden Hofformen in Deutschland oft ethnisch oder kulturell aufgeladen. So galt der **„Offene Dreiseitenhof“ als typisch deutsch bzw. fränkisch**, während der **„Geschlossene Vierseitenhof“ als wendisch oder slawisch** eingeordnet wurde. Diese Zuschreibungen entstammen nicht selten dem Denken des 19. Jahrhunderts, das bauliche Typologien mit Volkscharakteren verknüpfte – ein Ansatz, der später von nationalsozialistischer Ideologie aufgegriffen und teils radikalisiert wurde.

Die „Wendischen Gehöfte“ im Senftenberger Raum weisen ein besonderes architektonisches Merkmal auf: Ihre Straßenseite ist hochgeschlossen und wirkt auf den ersten Blick wie eine durchgehende Traufseite. Doch bei genauerem Hinsehen erkennt man abgeschrägte Seitenanschlüsse, die zeigen, dass hier keine klassische Traufseite vorliegt. Vielmehr ist die Vorderwand des Torhauses in die Giebelwände von Wohn- und Stallgebäude eingebunden und bis zu deren Krüppelwalm in gleiche Traufhöhe aufgehöht. Das Ergebnis ist eine zweigeschossige Straßenfront mit traufseitigem Dach – ein markantes, fast monumentales Erscheinungsbild, das sich deutlich von anderen Hofformen abhebt.



Diese Bauweise war nicht nur funktional – sie schützte vor Wind und neugierigen Blicken –, sondern auch Ausdruck eines kollektiven Selbstverständnisses. Der Hof war nicht nur Wohn- und Arbeitsort, sondern auch Symbol für Zusammenhalt, Abgrenzung und kulturelle Kontinuität. In einer Region wie der Niederlausitz, in der sorbische und deutsche Einflüsse über Jahrhunderte miteinander verwoben waren, wurde die Architektur zum stillen Träger von Identität.

Die Frage, ob die Bezeichnung „Wendisches Gehöft“ im Jahr 1937 eine bewusste Fortführung älterer ethnischer Typologien war oder lediglich eine regionale Eigenbezeichnung, bleibt offen. Doch sie zeigt, wie tief Architektur in die kulturelle Erinnerung eingebettet ist – und wie politische Systeme versuchen, diese Erinnerung zu deuten, zu vereinnahmen oder zu verdrängen.

- **Die Festschrift zur Wiedereröffnung des Senftenberger Heimatmuseums am 1. Oktober 1933 rechnete das »Wendentum« dem »großen Erbe der Heimatscholle« zu**. Umstandslos wurde die im Museumsparcours enthaltene Nachbildung einer ländlichen Wohnsituation als »Wendische Bauernstube« bezeichnet [Teumer/Vogel 1933: 24f]. Im Jahre 1934 diente das Konterfei einer Bäuerin aus Heinersbrück bei Cottbus als »Urbild« für die so genannte »Trachtenbriefmarke Kurmark«. Die Berichterstattung über das junge »Trachtenmädchen-Modell« im Heimatkalender für die Niederlausitz von 1936 hob ausdrücklich hervor, dass in der Heinersbrücker Kirche bis auf den heutigen Tag »wendisch gesungen (wird) und der Lehrer (…) wendischen Lesegottesdienst ab (hält)« [Nach Bauer 1993: 12 und 258].
- Kommentierend wurden **»die wendischen Reste« als ein »reizvolles Seitenthema im deutschen Volkstum«** [Roedemeyer 1934: 198–201] gewürdigt. In Übereinstimmung mit diesem trügerischen Laisser-faire medialer Wendenfreundlichkeit **gaben sich auch *die nationalsozialistischen Machthaber verständnisvoll bis sympathisierend***. Eingespiegelt in die anheimelnden Inszenierungen des Lausitzbildes bekundeten sie Anteilnahme am Wohl und Wehe ihrer wendischen »Volksgenossen«. **Alle Germanisierungsabsichten wurden rundweg geleugnet.** Pressefotos zeigten Adolf Hitler (schon 1932 aufgenommen) und den kurmärkischen Gauleiter Wilhelm Kube demonstrativ im Kreise haubengeschmückter Spreewälderinnen [vgl. Bauer 1993: 12f. und 259f].
- Ab 1936 kommt es aber zu einer Umkodierung des medialen Wendenbildes [d.A.].
- Ab 1937 wurde der Minderheit jegliche volkstumsbezogene Pressearbeit verboten, der öffentliche Gebrauch ihrer Muttersprache untersagt, die »Domowina« und andere Organisationen mit Versammlungsverbot belegt oder zwangsweise aufgelöst. Durch antislawische Ausrichtung der deutschen Ostforschung gerieten auch die Lausitzer Sorben ins Blickfeld der damaligen Ostforscher. Die Studie trägt einen betont dokumentarischen Charakter, wodurch dem Leser anschaulich die ideologische Ausrichtung dieser Institutionen und mancher ihrer Mitarbeiter **(Lehmann, Frenzel)** vor Augen geführt wird. **Hauptweg und vorrangiges Ziel in der sogenannten Wendenfrage war das möglichst lautlose, aber mit gesteigertem Nachdruck betriebene Verschwindenlassen der Sorben in der „deutschen Volksgemeinschaft“.** [F. Förster, Domowina-Verlag, Bautzen 2007, 252 S].

„Wendenfrage“ in der NS-Zeit: In ihrem Dienst Wissenschaftler

Die Lausitz erzählt – mit bitterer Stimme

„Ich habe vieles gesehen. Auch das Verschwinden von Worten. Aber ich trage sie weiter – in meinen Wäldern, in den Stimmen meiner Kinder. Und wer glaubte, mich zum Schweigen zu bringen, der hat nur gelernt, dass ich leise lauter bin.“

– die Lausitz spricht mit Würde, aber auch mit Verletzung. Sie urteilt nicht direkt, sondern erinnert.

Ich erinnere mich an eine Zeit, in der man versuchte, mich umzuschreiben. Zwischen 1933 und 1945 wurde meine Geschichte neu sortiert – nicht von mir, sondern von jenen,

die sich berufen fühlten, meine Kinder zu bewerten. Einer von ihnen war Rudolf Lehmann. Er kannte meine Wege, meine Dörfer, meine Stimmen. Und doch stellte er sich in den Dienst einer Idee, die mich verstummen lassen wollte.

Er schrieb von den Sorben, als wären sie ein Irrtum. Er sprach von einer überlegenen deutschen Kultur, die mich reinigen sollte. Und als die Domowina verstummte, als Bücher verschwanden, als Namen ausgelöscht wurden – da blieb er stumm.

Ich habe ihn gesehen, wie er versuchte, nach 1945 wieder zu schreiben. Doch die Tinte roch noch nach gestern. Die Sorben wollten ihn gewinnen – als Lehrer, als Forscher. Aber er blieb fern. Vielleicht war er zu ehrlich, vielleicht zu stolz.

Vielleicht hatte er gewußt, dass *ich* mich erinnere.“

Historische Notiz – sachlich, aber mit Haltung

Rudolf Lehmann (1891–1984) war ein deutschstämmiger Heimatforscher, der sich intensiv mit der Geschichte der Sorben/Wenden in der Niederlausitz beschäftigte. Seine frühen Arbeiten zeugen von Interesse und Kontakt zur westslawischen Kultur, doch bereits in den 1920er Jahren vertrat er die Auffassung, die „primitive“ slawische Kultur müsse wissenschaftlich durch die „überlegene deutsche Kultur“ ersetzt werden.

Rudolf Lehmann als lokaler Historiker deutscher Herkunft, hat sich in seiner Zeit am intensivsten und in den verschiedensten Kontexten mit der Entwicklung der Sorben/Wenden in Niederlausitz arbeitete. Dieses hohe Maß an Interesse, Aufgeschlossenheit und Toleranz gegenüber der sorbischen/wendischen Volksgruppe stammt aus seinen langjährigen Kontakten mit Vertretern der westslawischen Nation, deren Interessen er in seiner lausitzischen Heimat gelegentlich unterstützte, auch nach 1933.

Zur gleichen Zeit, als er in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre an dem Projekt „**Monographie der Wenden**“ arbeitete, fühlte er sich verpflichtet, „die öffentliche Wahrnehmung der Wenden und der Slawen als primitiv und die Legitimität des Sieges einer überlegenen deutschen Kultur wissenschaftlich zu unterstützen“.

Lehmann konnte sich nicht von dieser programmatischen Linie zurückziehen, schon gar nicht unter dem Nationalsozialismus, nachdem er die Leitung der Niederlausitzer Gesellschaft übernommen hatte und für die Veröffentlichung ihrer Zeitschrift verantwortlich war.

Ab 1937 unterstützte er dieses Medium, um die von den NS-Institutionen, speziell für Lussatien, ausgerufene Idee der „Idee einer ‚rassisch reinen‘ deutschen Heimat“ zu unterstützen, in der **„alle Erinnerung an die ethnisch-kulturelle Autonomie der sorbischen Volksgruppe [...] aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht werden sollte“.**

Er konnte sich auch nach 1945 nicht von diesem Konflikt befreien. Einerseits versuchte er zu beweisen, „dass Niederlausitzer Sorben nie gewaltsam germanisiert worden waren“, mit der möglichen Ausnahme der nationalsozialistischen Zeit. Auf der anderen Seite hörte er nicht auf, akademisch an der Geschichte der Sorben zu arbeiten, auch nachdem er die DDR verlassen hatte. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten die Sorben versucht, ihn als akademischen Kollegen und Hochschullehrer zu gewinnen. Aber er- als Ergebnis seiner Erfahrung mit dem Nationalsozialismus und seiner grundsätzlich konservativen Sichtweise, war konsequent genug, „um die sorbischen politischen Bemühungen nicht zu unterstützen“, zumal er die **„künstliche Inflation der Unterstützung für die Sorben“ in**

der DDR als sinnlos betrachtete. [Dr. P. Schurmann, Zeitschrift: LĚtopis. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur. Časopis za rěč, stawizny a kulturu Łužiskich Serbow, 2018, Nr. 2, S.27]

Die NS-Periode zeigt in konzentrierter Form, wie Wissenschaft, Verwaltung und Propaganda zusammenwirken können, um eine lebendige Minderheit zu entrechten und zu verschieben. Die anfängliche, scheinbar wohlwollende Folklorisierung der „Wendenreste" verwandelte sich rasch in eine gezielte Politik der Entwertung, Disziplinierung und schrittweisen Auslöschung sorbischer Öffentlichkeit und Selbstorganisation.

Im Kontext der NS-Politik wurde 1937 die Domowina verboten, wendische Literatur beschlagnahmt und ab 1940 eine Deportation „nicht germanisierbarer" Wenden vorbereitet. Die Verantwortung lag zunächst bei der „Wendischen Abteilung" im Regierungspräsidium, später bei der „Publikationsstelle" Berlin-Dahlem unter SS-Kontrolle.

Während des Nationalsozialismus übernahm Lehmann den Vorsitz der Niederlausitzer Gesellschaft und nutzte deren Zeitschrift ab 1937 zur Verbreitung der Idee einer „rassisch reinen deutschen Heimat", in der die sorbische Identität ausgelöscht werden sollte.
Nach 1945 blieb Lehmann wissenschaftlich aktiv, lehnte jedoch eine Zusammenarbeit mit sorbischen Institutionen ab und kritisierte die **Sorbenförderung in der DDR als „künstlich aufgebläht".** *Quellen: Dr. P. Schurmann, Michael Richter, LĚTOPIS. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur.*

Rudolf Lehmann hat wohl in seinem Buch „Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz" [Verlag Langensalza 1930] eine antislawistische Rolle eingenommen.
In seiner Meinung war er eins mit dem umtriebigen, ehrgeizigen **Walter Frenzel** (Bautzen).
Beide Wissenschaftler wurden zu Hauptfiguren eines zwischen Bautzen, Leipzig und Berlin angesiedelten Systems von Behörden, Dienststellen und Persönlichkeiten, ***denen es um die argwöhnische Überwachung, wirksame Kontrolle und bewusste Zurückdrängung des sorbischen Volkstums mit dem Ziele ging, diese immer noch lebenskräftige Minderheit einzudämmen und auf ihr endliches Verlöschen hinzuarbeiten*** [F. Förster, Domowina-Verlag, Bautzen 2007, 252 S].

Ihre Studien und Gutachten wurden Teil eines bürokratischen Apparates, der sorbische Organisationen überwachte, systematisch delegitimierte und in Zusammenarbeit mit Behörden Schritt für Schritt erstickte.

Frank Förster: analysiert die „**Wendenfrage im Nationalsozialismus** in einer zeitlich gegliederten Darstellung, die am Ende des Ersten Weltkrieges einsetzt, als mit der Verschiebung der deutschen Ostgrenze nach Westen der „Volkstumskampf" einen Auftrieb erlebte, dass die „Wendenfrage" im Zusammenhang mit der Volks- und Kulturbodenforschung die Lausitzer Sorben in ein stärkeres politisches Interesse rückte.
1933-1935: Der Große Herder (Lexikon, 1935): „die Sorben, in der Ober- und Niederlausitz sind »Nachkommen der mit anderen slawischen Stämmen im 6. Jahrhundert eingewanderten Wenden«. Hinsichtlich Sprache, Kultur und Volksbräuchen, so hieß es weiter, führe die heute (…) etwa 62.000 Köpfe zählende slawische Volksgruppe« ein staatlich anerkanntes Eigenleben, das von den Wenden in Sachsen (etwa 30.000) bewusster als von den preußischen Wenden gepflegt wird« [N.N. 1935: 960f.].

Die Strategie der NS-Administration und ihrer Propaganda lief nunmehr darauf hinaus, zum einen an den in Festen, Trachten und Bräuchen gegenwärtigen Kulturmustern festzuhalten, zum anderen aber die störenden sorbisch-wendischen Assoziationen auszublenden, zu verfälschen und dem Vergessen anheim zu geben: *„das möglichst lautlose, aber mit gesteigertem Nachdruck betriebene Verschwindenlassen der Sorben in der „deutschen Volksgemeinschaft“ [Lehmann, Frenzel, siehe oben].*

Ausgelöscht im Stillen – Die Sorben im Schatten des „Dritten Reiches“

In den Jahren des Nationalsozialismus geriet die sorbisch-wendische Kultur in akute Gefahr – nicht durch offene Gewalt, sondern durch das leise Gift der Auslöschung.

- Ein geheimer Lagebericht des SS-Sicherheitsdienstes aus dem Jahr 1940 zeigt, wie subtil die Strategie war: Es sei „unbedingt erforderlich“, so hieß es dort, „die wendische Sprache und Tracht ohne Zwang zum Absterben zu bringen“. Keine Verbote, keine Deportationen – zunächst. Stattdessen sollte jede Förderung des wendischen Volkstums unterbleiben: keine Tänze, keine Trachten, keine Sprache. Der „wendische Volkssplitter“ sollte „durch friedliche kulturelle Durchdringung aufgesogen werden“.

Doch hinter dieser scheinbaren Friedlichkeit lauerte die Absicht: Die ethnischen Inhalte waren bereits gelöscht – nun sollten auch die kulturellen Formen verschwinden. Die Sorben sollten nicht mehr sichtbar sein, nicht mehr hörbar, nicht mehr erinnerbar.

Und während das SD-Dossier noch auf Assimilation setzte, ging Heinrich Himmler einen Schritt weiter. In seiner Denkschrift *Einige Gedanken über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten* vom 15. Mai 1940 schlug er vor, „Teile, zum Beispiel der Sorben und Wenden“, unter rassischen Gesichtspunkten in das sogenannte „Generalgouvernement“ zu deportieren – ein Euphemismus für die gewaltsame Umsiedlung nach Polen.

Was sich hier abzeichnete, war mehr als kulturelle Verdrängung. Es war der Ausschluss einer ganzen Ethnizität aus der symbolischen Welt des „Dritten Reiches“ – und die drohende Umsetzung in eine Praxis der kollektiven Entrechtung und Vertreibung.

Die Lausitz hat all das gespürt. Sie sah, wie ihre Sprache verstummte, wie ihre Tänze verschwanden, wie ihre Kinder nicht mehr in ihrer Muttersprache unterrichtet wurden. Und doch blieb sie – als Gedächtnis, als Widerstand, als stiller Raum für das, was nicht ausgelöscht werden konnte.

Denn wer in die Lausitz lauscht, hört mehr als Wind und Wasser. Er hört die Stimmen, die nicht verschwinden wollten. Und die bis heute weiterklingen.

Ein mythopoetischer Einschub

Ein kleines Dorf in der Lausitz, Sommer 1937..... Der letzte Tanz

Die Sonne stand tief über dem Marktplatz, als sich die kleine Trachtengruppe versammelte. Es war kein offizielles Fest, kein angekündigter Auftritt – nur ein stilles Beisammensein, wie es früher oft gewesen war. Die Musik kam aus einem alten Akkordeon, das schon bessere Tage gesehen hatte. Und doch klang es warm, vertraut, wie eine Stimme aus der Kindheit.

Jana und Měto standen nebeneinander, die Hände ineinander verschränkt, die Augen auf das Pflaster gerichtet. Ihre Trachten waren schlicht, aber sorgfältig getragen – die Stickereien am Mieder, das rote Band im Haar, die schwarzen Schuhe, die schon viele Feste gesehen hatten. Sie wussten, dass dies ihr letzter öffentlicher Tanz sein würde.

Die Anordnung war klar: keine Volkstänze mehr, keine Trachtengruppen, keine sorbischen Lieder. Die Kultur sollte „friedlich aufgesagen" werden – ein Verschwinden ohne Lärm.

Aber heute, für einen Moment, war sie noch da.

Der Akkordeonspieler begann eine Polka – nicht laut, nicht trotzig, sondern beiläufig, fast wie ein Gruß. Ein Tanz, der in der Lausitz oft gespielt wurde, fröhlich und leichtfüßig, mit einem Hauch von Melancholie in den Zwischentakten. Jana lächelte. „Die Annemarie", flüsterte sie, „die hat meine Großmutter immer getanzt, wenn der Roggen eingebracht war."

Sie drehten sich, Schritt für Schritt, im Takt der Erinnerung. Um sie herum standen Nachbarn, Freunde, Kinder – niemand klatschte, niemand jubelte. Es war ein stiller Kreis, ein Schutzraum aus Blicken und Schweigen. Die Schritte waren einfach, aber getragen von etwas Größerem: dem Wissen, dass dieser Tanz nicht nur Bewegung war, sondern Geschichte.

Als die Musik verklang, blieb es still. Kein Applaus, kein Ruf – nur der Wind, der durch die Linden ging. Jana und Měto verneigten sich leicht, nicht voreinander, sondern vor der Lausitz selbst.

Und die Lausitz, die alles gesehen hatte, schwieg. Aber sie erinnerte sich.

1930-1940

- Die Melodie der Annemariepolka geht auf das Volkslied „Liebchen ade" zurück, das bereits im 19. Jahrhundert bekannt war. Der Text wurde lange Zeit Hoffmann von Fallersleben zugeschrieben – jenem Dichter, der auch das „Lied der

Deutschen“ verfasste. Tatsächlich stammt das Gedicht „Liebchen ade“ aus seiner Feder, doch die Melodie wurde erst später populär und schließlich 1934 von Herms Niel zur Annemariepolka umgeformt. Dass ein Lied mit romantischem Abschiedsmotiv zur Tanzhymne wurde – und später ideologisch vereinnahmt –, zeigt, wie wandelbar Volkskultur ist. In der Lausitz blieb die Melodie lebendig, oft losgelöst von ihrer politischen Herkunft, getragen von Tanzfreude und Erinnerung.

Herms Niel (eigentlich Ferdinand Friedrich Hermann Nielebock, *1888–1954*) war NSDAP-Mitglied und Hauptmusikzugführer im Reichsarbeitsdienst. Als Komponist zahlreicher Marschlieder diente er der musikalischen Propaganda des NS-Regimes. Die von ihm 1934 veröffentlichte „Annemariepolka“ basiert auf dem älteren Volkslied „Liebchen ade“ und wurde trotz ihrer Herkunft regional weitergetanzt – auch in der Lausitz.

- Etliche Beiträge der Printmedien zu Themen wie Bäuerliches Brauchtum (Stricker 1937), Lübbenau und der Spreewald (Focke 1937), Heimatfeste in Lübbenau (Veith 1937) oder Osterfeste und Osterbräuche Schielke 1936 zehrten zwar nach wie vor vom **Schauwert** des weithin sorbisch geprägten Kulturerbes, ordneten dieses aber lediglich den ethnisch neutralisierten »Spreewaldbauern« zu [Jacob, U. (2008). "Verwachsen mit der Scholle": zur Ambivalenz des medialen Wendenbildes im "Dritten Reich". Rehberg (Hrsg.), [Abb.: Der Erntehahn«, Illustration im Kurmärkischen Bauernkalender 1938 für Scherenschnitt von Hanns Bastanier, Quelle: Landesbauernschaft Kurmark 1937: 23]

Vom Ruch des völkisch und rassisch Fremden befreit, konnte im Jahre 1937 neben einer Bückeburger Bäuerin, einer rheinischen Winzerin und anderen Trachtenfiguren auch eine »Spreewälderin« als Abzeichen für die Straßensammlungen des »Winterhilfswerkes« gestaltet werden [Senftenberger Anzeiger, 19.3.1937].
Verkehrsamt Lübbenau: „die hiesigen Sitten und Gebräuche sind zu einem »Jungborn unseres Volkstums« geworden. Die alljährlich wiederholten Trachtenfeste und Heimatspiele wurden als »ein machtvolles Bekenntnis zum neuen Staate« erhoben [Veith 1937].

Die Jahre der Verdrängung – Die Lausitz schweigt nicht

Die Lausitz erinnert sich. An die Jahre, in denen die Domowina noch stand – wie ein Baum im Sturm, dessen Wurzeln tief in der sorbischen Erde griffen. Pawoł Nedo, ihr Vorsitzender, hielt die Krone aufrecht, solange der Wind es zuließ. Doch der Sturm wurde stärker.

Ab 1936 begann das große Verleugnen. Die Sorben wurden nicht mehr als Volk gesehen, sondern als Schatten eines deutschen Stammes.

Die Wendenbesprechung von 1937

Im Frühjahr 1937 spürte *ich* erneut die kalte Hand der Bürokratie über meinen Tälern. Am **26. April** versammelten sich in Berlin unter den Linden **33 Personen** zu einer sogenannten „Wendenbesprechung“. Ich sah, wie die Sorben – meine Kinder – erneut ausgeschlossen wurden, diesmal nicht nur von Entscheidungsprozessen, sondern auch die **sorbisch-sprachigen Geistlichen** blieben außen vor.

Aus dieser Besprechung ging ein Schriftstück hervor: die **„Thesen zur Wendenfrage“**. Sie erklärten, dass es im Deutschen Reich keine Sorben gebe, keine Lausitzer, sondern nur „Wenden“ – Menschen, deren Sprache slawische Wurzeln habe, die aber Teil des deutschen Volkes und Staates seien. Sprache, Trachten und Brauchtum galten nun offiziell nicht als Zeichen fremder Gesinnung – doch gleichzeitig wurde konstatiert, dass die sorbische Sprache „in natürlicher Entwicklung ständig zurückgeht“.

Besonders bemerkenswert: Ein kleiner Kreis in Sachsen versuchte, die Wenden als eigenständiges Volk zu definieren, getrennt von der deutschen Gemeinschaft. Diese Bemühungen wurden angeblich im Ausland gefördert – in der Tschechoslowakei, in Polen, Südslawien und Frankreich. Die Reaktion der Behörden war klar: Die „Wendenfrage“ durfte **weder publizistisch noch wissenschaftlich öffentlich behandelt** werden.

Für die Forschung hatte das konkrete Folgen. Der Leipziger Slavist **Reinhold Trautmann**, der bei der Besprechung bereits aufgefallen war, durfte seine Arbeit nicht veröffentlichen. Überall, wo jemand die slawische Vergangenheit oder die wendische Gegenwart untersuchen wollte, lagen plötzlich unsichtbare Schranken.

Ihre Fahne – eingeholt. Ihre Hymne – verstummt. Ihre Orte – umbenannt, als hätte man ihnen das Gedächtnis geraubt. In den Dörfern, wo einst Kinder sorbisch sangen, klangen nun deutsche Reime aus neuen Kindergärten. Die Sprache der Vorfahren wurde zur Sprache des Schweigens.

Die kulturelle Eigenart – ignoriert. Die Unterschiede – verheimlicht. Die Vielfalt – nivelliert. Als Nedo sich weigerte, die Sorben als „wendisch sprechende Deutsche“ zu deklarieren, fiel der letzte Schutz. **Am 18. März 1937 wurde die Domowina verboten**. Mit ihr verstummten die Druckerpressen, schlossen sich die Tore der Maćica Serbska, verschwanden Bücher, Archive, Unterricht. Die Kirchen wurden überwacht, Bräuche verboten, Rituale germanisiert. Die sorbische Sprache – aus der Öffentlichkeit verbannt.

Ein Brauch wie der Maibaum, einst Ausdruck sorbischer Lebensfreude, wurde erst verboten, dann als „germanisches Brauchtum“ vereinnahmt. Nach dem Krieg, als die Dörfer sich leerten und die Felder kollektiviert wurden, verstummte auch dieser Brauch. Erst in den 1970er Jahren kehrte er zaghaft zurück – getragen von der Erinnerung und dem Willen der Domowina.

Doch nicht alle Erinnerungen kehrten zurück. Manche blieben in den Mauern der Lager, in den Zellen der Gefängnisse. Jan Meškank, Pawoł Nedo, Jan Cyž, Jurij Cyž – sie wurden verhaftet, einige starben. Die Lausitz hat ihre Namen nicht vergessen.

Nach dem Krieg flackerte Hoffnung auf: eine Loslösung von Deutschland, eine Hinwendung zur Tschechoslowakei. Doch die politische Wirklichkeit war eine andere. Und als 1948/49 erneut antisorbische Kampagnen die sowjetische Besatzungszone durchzogen – mit Verboten, Überwachung, willkürlichen Verhaftungen – wurde klar: Die Geschichte der Sorben war noch lange nicht frei.

Resümee: Vom folkloristischen Schein zur repressiven Praxis

Was nach freundlicher Neugier aussah — Musealisierung, Trachtenbilder, Heimatmuseen — diente bald als Vehikel zur Entpolitisierung sorbischer Kultur. Feste, Trachten und Liedgut wurden ausgesucht, entfärbt und als harmloser Schmuck inszeniert, während die lebendige Sprache, die Vereine und die publizistische Arbeit systematisch verboten und zerschlagen wurden. Die Abfolge war taktisch: zunächst Attraktion und Einordnung, dann Einschränkung und schließlich Verbot und Verfolgung.

Wissenschaft als Instrument antislawischer Politik

Wissenschaftler und ostforschende Institutionen lieferten die intellektuelle Legitimationsmaschinerie für diese Politik. Namen wie Dr. Rudolf Lehmann oder Walter Frenzel stehen für eine Forschung, die nicht neutral blieb, sondern aktiv zur Enge der Handlungsspielräume der Sorben beitrug.

Formen des Widerstands und kulturelle Beharrungskraft

Trotz der Repressionen blieben Sorben nicht bloß passives Objekt. Heimliche Treffen, private Sprachweitergabe, das Bewahren von Liedern und Ritualen, die Weitergabe von Namen und Ortswissen — all das formte überlebensfähige Netzwerke des Widerstands. Auch innerkirchliche und lokale Aktionsformen, vereinzelt juristische Einsprüche und das dokumentarische Festhalten von Bräuchen bewahrten Identitätsspuren, die nach 1945 wiederaufgegriffen wurden. [F. Förster, Domowina-Verlag, Bautzen 2007, 252 S, vgl. Bauer 1993: 12f. und 259f, Roedemeyer 1934: 198–201, Nach Bauer 1993: 12 und 258, Teumer/Vogel 1933: 24f, Der Große Herder 1935: 960f.].

Ich, die Lausitz, beobachtete dies alles – die Akten, die Thesen, die Verbote. Die Menschen sprachen weiter ihre Sprache, sangen ihre Lieder und hielten an ihren Bräuchen fest. Doch die Schatten der Wendenbesprechung legten sich über Dörfer und Schulen, Bibliotheken und Kirchen. Meine Kinder waren da, aber ihre Geschichten durften nicht laut erzählt werden.

Die Lausitz erzählt: Drohende Umsiedlung ab 1940 und alte Muster der Sorbenpolitik

Ich, erinnere mich, wie sich im Winter **1940** dunkle Wolken über meine Dörfer legten. Heinrich Himmler hatte seine „Gedanken über die Behandlung im Osten“ veröffentlicht – darin stand, dass in den kommenden zehn Jahren Teile meiner Kinder, „minderwertige Bevölkerung“ genannt, darunter **Sorben und Wenden**, aus ihrer Heimat in ein „Generalgouvernement“ im Osten umgesiedelt werden sollten. Gegen Weihnachten des gleichen Jahres kam die Drohung von der Gestapo, dass „die ganze Wendei evakuiert wird“. Zum Glück blieben diese Pläne unausgeführt – ein Atemzug der Erleichterung in meiner Landschaft.

Doch das eigentliche Muster war älter als die Nazis. Immer wieder richteten sich Verbote und Einschränkungen gegen die **sorbische Sprache** – vom Mittelalter über die preußische und sächsische Administration bis in die NS-Zeit. Einzig die **Weimarer Republik** bot eine Phase der Überwachung ohne Verbote, eine Art kurze Atempause für meine Kinder. Ähnlich war es auch früher, im 17. Jahrhundert und im Cottbuser Kreis vor und nach

1807/1815: Auch dort folgte auf eine Phase relativer Freiheit bald wieder strenge Kontrolle.

Das Schema wiederholte sich: Es gab stets eine höhere Instanz, die Anweisungen gab, und lokale Stellen, die sie umsetzten oder verschärften. Im 17. Jahrhundert war es der brandenburgische Kurfürst, der dem Beeskower Superintendenten eine Handlungsanweisung erteilte; im 19. Jahrhundert das Preußische Kultusministerium und die Frankfurter Bezirksregierung, zusammen mit dem Cottbuser Superintendenten; in der Weimarer und NS-Zeit dann das Innenministerium, der BDO-Verband, die Bautzener Hauptmannschaft und die Leipziger Stiftung, später die Dahlemer Publikationsstelle.

Manchmal gab es kleine Unterschiede in den Hierarchien: So konnte das Preußische Ministerium wohlwollend sein, während lokale Beamte ablehnend agierten. In der NS-Zeit schob das Innenministerium gelegentlich den lokalen Agitatoren einen Riegel vor. Doch diese Nuancen halfen wenig: Die repressiven Entwicklungen setzten sich durch. Die Domowina wurde verboten, die Sprache weiterhin kontrolliert, und meine Kinder mussten vorsichtig sprechen und singen, um nicht wieder Ziel von Überwachung oder Repression zu werden.

Ich, die Lausitz, habe all das gesehen: die Akten, die Verordnungen, die Drohungen – und auch das stille Beharren der Sorben, die ihre Sprache in den Wäldern, an den Flüssen und in den Häusern weiterlebten. Meine Kinder überlebten die Pläne, die Verbote und die Drohungen – und ihre Stimmen tragen noch heute mein Gedächtnis durch die Täler.

Die Geschichte der Wendenfrage in der NS-Zeit ist kein bloßes Kapitel regionaler Wissenschaftsgeschichte; sie ist Warnung und Verpflichtung zugleich. Warnung vor der Verführung, Kultur auf Folklore zu reduzieren und Wissenschaft zur Legitimationsmaschine zu machen. Verpflichtung, Erinnerung zu bewahren, die Tätermechanismen zu benennen und die Kontinuität sorbischer Kultur- und Spracharbeit zu schützen.

Wer heute Lieder, Namen und Bräuche sammelt, betreibt keine harmlose Antiquaristik, sondern die Fortführung eines Lebensrechts, das einst bedroht und dem man damals mit taktischer Gewalt entgegentrat. Die Lausitz, ihre Sprache und ihre Menschen verdienen ungeteilte Anerkennung, und der historische Blick muss wachsam lehren, wie schnell scheinbare Fürsorge in zynische Enteignung umschlagen kann.

Die Sorbenpolitik der DDR

Die Lausitz erzählt „Nach dem Krieg war ich still. Nicht aus Erschöpfung, sondern aus Erwartung.“

Die Menschen kamen zurück. Manche mit neuen Worten, manche mit alten Wunden. Und meine Kinder – die Sorben – spürten, dass man ihnen wieder zuhören wollte. Es war 1948, vielleicht 1949, als sich etwas bewegte. Die neue Ordnung sprach von Mitbestimmung, von Kultur, von Zugehörigkeit. Und ich sah, wie meine Sprache wieder aufblühte – nicht überall, nicht bei allen, aber doch spürbar.

Doch es war kein gerader Weg. Diskussionen, Maßnahmen, Missverständnisse – sie legten sich wie Nebel auf den Dialog. Manche wollten helfen, andere wollten lenken. Und oft wurde über die Sorben gesprochen, aber nicht mit ihnen. Ich erinnere mich an die Ignoranz gegenüber ihren Werten, an die Verletzungen ihres Selbstwertgefühls.

Das war nicht nur der Anfang eines neuen Systems – es war auch das Echo des alten. Die Narben des Nationalsozialismus lagen noch offen. Die Angst, wieder vergessen zu werden, war groß. Und auch wenn Gesetze kamen, die ihre Sprache und Kultur schützen sollten – nicht jeder fühlte sich sicher. *Ich habe gesehen, wie Hoffnung tastend wächst. Und wie Erinnerung nicht nur schmerzt, sondern auch trägt. [Quellen: Dr. P. Schurmann, LĚTOPIS. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur]*

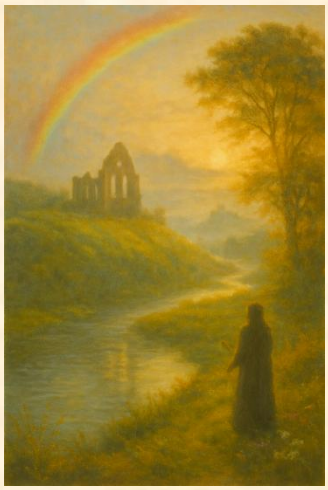
Der Senftenberger Stadtrat Uhlich hatte Rudolf Lehmann Anfang 1948 damit beauftragt, die Bestände des Senftenberger Stadtarchivs zusammenzubringen, zu ordnen und zu verzeichnen, eine Aufgabe, für die er monatlich etwa 100 Mark erhielt. Mit der Herstellung eines Findbuches und der Neuaufstellung der Bestände im Senftenberger Schloss (Archivstandort) hat Lehmann die übernommene Aufgabe pflichtgemäß zum Abschluss gebracht. In Personalunion hat er damit auch über die Archivierung eigener Unterlagen entschieden.

- **Historische Notiz:** Die gesellschaftlichen, vor allem aber die institutionellen Rahmenbedingungen ermöglichten es den Sorben ab 1948/49, durch kulturelle und politische Mitbestimmung ein Zugehörigkeitsgefühl zur DDR zu entwickeln. Ihre eigene kulturelle Identität wurde gestärkt. Die Angehörigen der slawischen Minderheit in der Lausitz spürten, dass ihre Sprache und Kultur ernster genommen wurden als in den Jahrzehnten zuvor.
- Dieser Prozess verlief keineswegs reibungslos und wurde durch verschiedene Maßnahmen und Diskussionen geschwächt, die sich negativ auf den interkulturellen Dialog und Austausch auswirkten. Die Ignoranz sorbischer Werte und Ziele führte zu einer gewissen, teilweise nachhaltigen Schädigung ihres sorbischen Selbstwertgefühls.
- Begründet wurden diese Minderheitenschutzartikel durch Wilhelm Pieck im Jahr 1947 wie folgt: „Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands ist der Auffassung, dass den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Interessen der sorbischen Bevölkerung am besten durch eine enge wirtschaftliche und politische Gemeinschaft mit dem deutschen Volke in einem einheitlichen demokratischen und friedlichen Deutschland gedient ist.“ Zitiert nach: Schiller, Klaus J.; Thiemann, Manfred: Geschichte der Sorben, Band 4: Von 1945 bis zur Gegenwart (= Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung in Bautzen, Bd. 42). Bautzen 1979, S. 74.
- Dies war nicht nur Teil der Anfangsschwierigkeiten des neuen kommunistischen Gesellschaftssystems, sondern auch auf die Nachwirkungen und das negative Erbe des NS-Regimes zurückzuführen, das den Höhepunkt einer aggressiven, sorbenfeindlichen Politik darstellte. Die ersten Bestimmungen zur gesetzlich verankerten Förderung der sorbischen Sprache und Kultur führten jedoch nicht zwangsläufig zu einem Gefühl größerer kultureller Sicherheit bei allen Sorben. [Dr. P. Schurmann, Zeitschrift: LĚtopis. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur. Časopis za rěč, stawizny a kulturu Łužiskich Serbow, 2017, Nr. 2, S.99]

Langfristige Folgen und Mahnung

Die NS-Politik hinterließ tiefe Narben: Institutionelle Zersplitterung, Vertrauensverlust gegenüber staatlichen Schutzversprechen, personelle Verluste in Bildung und Kulturarbeit

sowie einen beschleunigten Sprachrückgang in so betroffenen Regionen. Zugleich machte die Erfahrung deutlich, wie verletzlich Minderheiten sind, wenn Wissenschaft und Verwaltung zu Mitteln der Ausgrenzung werden.



- Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs keimte kurzzeitig Hoffnung auf: In Teilen der sorbischen Bevölkerung entstand die Idee, sich von Deutschland zu lösen und sich der Tschechoslowakei anzuschließen. Doch politische Realitäten und die Zusammensetzung der Bevölkerung in der Lausitz machten diesen Traum unmöglich.
- Stattdessen kam es in der sowjetischen Besatzungszone 1948/49 erneut zu antisorbischen Maßnahmen: Sorbischsprachige Flugblätter und Plakate wurden verboten, Veranstaltungen überwacht, Menschen willkürlich verhaftet. [Michael Richter, Zeitschrift: LĚtopis. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur. Časopis za rěč, stawizny a kulturu Łužiskich Serbow, 2018, Nr. 2, S.21-49] Vgl. dazu: Schurmann, Peter: Die sorbische Bewegung 1945-1948

Wurde im Nationalsozialismus eine staatlich initiierte Assimilation der Minderheit vorangetrieben, die auch vor den Institutionen der Sorben nicht Halt machte, war die Situation in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) wesentlich differenzierter:

Nach außen wurden die Sorben durch eigens verabschiedete Minderheitenrechte in ihrer kulturell differenten Identität bestärkt, **nach innen jedoch führte die sozialistisch-leninistische Ideologie und die damit einhergehende Nationalitätenpolitik der DDR aber zu einer Egalisierung der Minderheit und damit letztlich zur billigend in Kauf genommenen Assimilation und einer gezielten Folklorisierung sorbischer Traditionen.**

Die ersten Maßnahmen der sowjetischen Besatzer zeugen von einer positiven Fremdwahrnehmung der Sorben: Sie betrafen beispielsweise die Herausgabe der Tageszeitungen **Nowa Doba** und der Wochenzeitung **Nowy Casnik**, die **Eröffnung sorbischer Schulen**, den Beginn einer **sorbischen Buchproduktion**, die Gründung des **Sorbischen Volkstheaters**, ein **sorbisches Hörfunkprogramm** oder die **Gründung eines wissenschaftlichen Instituts** für sorbische Forschungsfragen (Institut für sorbische Volksforschung, Institut za serbski ludospyt).

Zahlreiche Vereine und Institutionen wurden gegründet, so zum Beispiel das Ensemble für sorbische Volkskultur, das Haus für sorbische Volkskunst, das Institut für sorbische Volksforschung, der Domowina-Verlag, das Institut für Sorabistik an der Universität Leipzig und das Sorbische Lehrerbildungsinstitut.

Die wohl wichtigste Neuerung war aber die Verabschiedung des Gesetzes zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung aus dem Jahr 1948 für Sachsen, das 1950 in Brandenburg übernommen wurde. Verankert in den Verfassungen der DDR wurden in dem Gesetz die Sorben als Minderheit geschützt.

Weil es nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Länder durch den Einigungsvertrag bestätigt wurde, gilt es auch als „[...] erstes Minderheitengesetz in der

Geschichte der Bundesrepublik Deutschlands [Franziska Maria Kiedaisch, Dissertation 2017]

In den 1950er Jahren wurde schließlich das zweisprachige Schulsystem ausgebaut, was mit steigenden Schülerzahlen und einer regen Schulbuchpublikation einherging, womit „die rechtliche Stellung der Lausitzer Sorben [...] im internationalen Vergleich zeitweise vorbildhaft war."

Doch nahm auf der strukturellen Ebene der Einfluss der SED auf die Domowina ab dem Jahr 1948 zu. Pawoł Nedo wurde als Domowina-Vorstand im Jahr 1950 durch Kurt Krjeńc, der Mitglied der Volkskammer der DDR war, ersetzt. [Elle, Ludwig: Die Domowina in der DDR].

In einer Verkehrung der ursprünglich konzipierten Zuständigkeitsbereiche rückte die Domowina nun immer weiter davon ab, Maßnahmen zur Erhaltung und Förderung der sorbischen Sprache und Kultur anzustoßen – diese Aufgabe wurde nun der SED zuteil. [Jacobs, Theresa: Der Sorbische Volkstanz in Geschichten und Diskursen].

Wenn eine Sprache leiser wird…

In der Niederlausitz lebt eine Sprache, die einst selbstverständlich war – gesprochen am Küchentisch, in der Kirche, auf dem Feld. Die niedersorbische Sprache, ein slawisches Erbe, teilt sich seit Jahrhunderten das Land mit dem Deutschen. Doch der gemeinsame Weg war kein gleichberechtigter. Verbote, politische Repressionen und der stille Druck des Alltags haben das Sorbische vielerorts zum Schweigen gebracht. Wo früher Kinder in sorbischer Sprache träumten, dominiert heute das Deutsche – nicht aus bösem Willen, sondern aus Gewohnheit, aus Notwendigkeit, aus dem Wunsch, dazuzugehören.

Die Sorben, als nationale Minderheit anerkannt, leben vor allem in Sachsen und Brandenburg. Doch die Zahlen sprechen eine ernüchternde Sprache: Von den rund 60.000 Sorbinnen und Sorben gelten nur etwa 3.000 Menschen noch als Muttersprachler des Niedersorbischen. Das ist weniger als ein Dorf, verstreut über eine ganze Region. Die Sprache steht am Rand – nicht der Geschichte, sondern der Gegenwart.

Und doch: Sie lebt. Dank Menschen, die sich nicht abfinden. Aktivistinnen und Aktivisten, Lehrerinnen, Priester, Eltern – sie kämpfen mit Herz und Verstand. Sie organisieren Feste, schreiben neue Wörter, bringen das Sorbische zurück in Gottesdienste und Klassenzimmer. Vor allem aber setzen sie auf die Zukunft: auf Kinder.

Das Bildungsprogramm **WITAJ** – „Willkommen" – ist mehr als ein Projekt. Es ist ein Versprechen. Von der Kita bis zur Universität begleitet es junge Sorbinnen und Sorben, lässt sie in ihrer Sprache wachsen, spielen, lernen. WITAJ ist kein Denkmal, sondern ein lebendiger Weg – damit das Niedersorbische nicht nur erinnert wird, sondern wieder erzählt.

Zwischen Erhalt und Inszenierung: Sorbische Kultur in der DDR

Ab Mitte des 20. Jahrhunderts verfolgte die DDR eine doppelte Strategie im Umgang mit sorbischer Kultur. Einerseits wurde deren Pflege und Verbreitung öffentlich gewürdigt – etwa durch die Verleihung des Ćišinski-Preises ab 1956, der besondere Leistungen auf diesem Gebiet auszeichnete. Andererseits sollten bestimmte traditionelle Elemente bewusst zurückgedrängt werden, vor allem solche, die mit Religion, konservativen Werten oder national-völkischem Denken verbunden waren.

Diese staatliche Einflussnahme führte zu einer Trennung zwischen dem, was öffentlich gezeigt wurde, und dem, was tatsächlich gelebt wurde. Die sorbische Kultur wurde in Teilen zur Bühne – bunt, folkloristisch, aber oft losgelöst von ihren ursprünglichen Bedeutungen.

Ein Beispiel dafür ist die Gründung eines Folklorezentrums im Jahr 1977. Es sollte helfen, sorbische Bräuche zu erforschen, zu bewahren und in das kulturelle Leben der Region einzubinden. Feste und Feiern wurden gezielt mit traditionellen Tänzen, Musik und Trachten angereichert – nicht zuletzt, um die Errungenschaften des sozialistischen Systems zu unterstreichen. So entstand ein Bild der Sorben, das stark von außen geprägt war: Ihre kulturelle Eigenart wurde als „Reichtum" gefeiert, aber zugleich in ein staatlich gelenktes Narrativ eingebettet.

Diese Inszenierung blieb nicht ohne Folgen für die Sorben selbst. Laut dem Kulturwissenschaftler Vogt entwickelten sich in dieser Zeit sogenannte „nationale Hybridkulturen" – Mischformen, die traditionelle Inhalte entweder in ein sozialistisches Rahmenwerk pressten oder nur solche Bräuche förderten, die mit der offiziellen Ideologie vereinbar waren.

Die sorbische Tanzforscherin Theresa Jacobsowa betont, wie wichtig es für Minderheiten ist, ihre kulturellen Ausdrucksformen klar zu definieren – gerade in einem Umfeld, das sie mitgestalten, aber auch kontrollieren will.

Der Historiker Timo Meškank beschreibt, dass sich die sorbische Kultur nach wie vor am freiesten im kirchlichen Raum entfalten konnte – fernab staatlicher Eingriffe. Doch weil diese Ausdrucksformen kaum öffentlich gezeigt oder dokumentiert wurden, sind sie späteren Generationen oft nicht überliefert worden.

1960 Zwischen Bühne und Alltag: Sorbische Kultur in der DDR

In der DDR wurde sorbische Kultur gezielt in Szene gesetzt – und das unter staatlicher Regie. Es entstanden sogenannte Identifikationsmomente, die bis heute in Fernsehsendungen über die Sorben auftauchen: Trachten, Tänze, Bräuche – oft bunt und traditionsreich präsentiert, aber nicht immer deckungsgleich mit dem, was tatsächlich gelebt wurde.

Die Frage, was an sorbischer Kultur ursprünglich ist, was inszeniert und was authentisch gelebt wird, lässt sich nicht einfach beantworten. Es gibt keine klare Linie, keine einfache Ursache. Vielmehr ist es ein komplexes Zusammenspiel aus politischen Interessen, kultureller Praxis und individueller Erfahrung.

Ludwig Elle zeichnet in seinem Buch das eindrucksvolle Bild einer Organisation, die zwischen den Fronten stand. Die *Domowina*, der Dachverband der Sorben in der DDR, musste zwei sehr unterschiedlichen Erwartungen gerecht werden: **Sie sollte einerseits den sozialistischen Idealen der SED folgen, andererseits die kulturellen und sprachlichen Interessen des sorbischen Volkes bewahren.** Dieser Spagat war schwierig – und oft gefährlich.

In den 1960er-Jahren kam es besonders in der Schulpolitik zu Spannungen mit der Parteiführung. Die Domowina wollte den Unterricht in sorbischer Sprache ausbauen, doch die SED sah darin eine mögliche Abweichung vom zentralistischen Bildungssystem. 1964 hatte das spürbare Folgen: In der Leitung der Domowina kam es zu personellen Veränderungen – ein Zeichen dafür, dass kulturelles Engagement in der DDR schnell zur politischen Angelegenheit werden konnte.

Ab Mitte der 1970er-Jahre verlagerte die Domowina ihren Schwerpunkt stärker auf die Bewahrung der Sprache und die Pflege sorbischer Traditionen. In den Dörfern und Städten fanden Feste, Theateraufführungen und Sprachkurse statt – Ausdruck eines leisen, aber beständigen kulturellen Selbstbewusstseins. Doch auch diese Aktivitäten blieben nicht unbeobachtet. Die SED betrachtete jede Form eigenständiger Identität mit Argwohn, und als die Domowina in den späten 1980er-Jahren den Dialog mit sorbischen Kirchenvertretern suchte, wuchs das Misstrauen erneut.

Elle öffnet mit seinem Buch gleichsam ein Fenster in die inneren Strukturen dieser Organisation: Er beschreibt, wie eng die Domowina mit der SED verflochten war und wie schwer es ihr fiel, sich von dieser Abhängigkeit zu lösen – selbst in der Wendezeit 1989. Mit zahlreichen Beispielen, Zahlen und Analysen macht er sichtbar, wie die Domowina zwischen Anpassung und Eigenständigkeit, zwischen politischem Druck und kultureller Leidenschaft ihren Weg suchte. So entsteht das spannende Porträt einer Gemeinschaft, die im Schatten der DDR ihre Sprache, ihre Kultur und ihr Selbstverständnis zu bewahren versuchte.

Besonders für die Selbstwahrnehmung der Sorben war entscheidend, dass die SED ab den 1960er-Jahren die kulturpolitischen Aufgaben übernahm – und dabei die Minderheitenrechte zunehmend vernachlässigte. Zwar wurde sorbische Kultur öffentlich gezeigt und gefeiert, **doch der Schutz und die Förderung der Sprache und des Alltagslebens blieben oft auf der Strecke.**

Ein Beispiel dafür ist der Sorbischunterricht: Er wurde immer mehr zur freiwilligen Option. Mit einer neuen Regelung im Schulwesen ab 1964 wurde festgelegt, dass naturwissenschaftliche Fächer nur noch auf Deutsch unterrichtet werden. Sorbisch war fortan kein Pflichtfach mehr, sondern eine Wahlmöglichkeit – mit spürbaren Folgen. **Die Zahl der Sorbischsprecher ging deutlich zurück.**

Politisch stand die sorbische Bewegung in Gestalt der „sozialistischen“ DOMOWINA unter Kontrolle der SED, ideologische Grundlage der Minderheitenpolitik waren die Vorstellungen im Marxismus-Leninismus vom „Aufblühen, der Annäherung und Verschmelzung der Nationalitäten“.[L. Elle]

Diese Entwicklung zeigt, wie stark politische Rahmenbedingungen die kulturelle Wirklichkeit beeinflussen können. Was öffentlich gezeigt wurde, entsprach nicht immer dem, was im Alltag gelebt wurde. Und was im Alltag gelebt wurde, konnte oft nicht öffentlich gezeigt werden. [frei nach Franziska Maria Kiedaisch, Dissertation 2017]

Wenn Landschaften verschwinden: Strukturwandel und sorbische Kultur in der DDR

Die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen in der DDR hatten tiefgreifende Auswirkungen auf das sorbische Siedlungsgebiet – vor allem in der Niederlausitz. Mit der Inbetriebnahme des Braunkohlenkombinats Schwarze Pumpe im Jahr 1956 begann eine Phase intensiver Industrialisierung. Neue Kraftwerke und Tagebaue veränderten die Region grundlegend. Bis 1989 waren allein im Lausitzer Revier 17 Tagebaue aktiv.

Zwischen 1945 und 1989 wurden insgesamt 72 Orte vollständig abgerissen, weitere 38 Teilorte verschwanden ebenfalls. Rund 13.000 Menschen mussten umgesiedelt werden – darunter etwa 8.000 Sorben. Ganze Dörfer, in denen sorbische Sprache und Kultur über Generationen gelebt wurden, verschwanden unter den Schaufelradbaggern.

Diese Umsiedlungen hatten weitreichende Folgen: Mit dem Wegzug sorbischer Familien und dem Zuzug deutscher Arbeiter in wachsende Städte wie Hoyerswerda oder Spremberg veränderte sich das soziale Gefüge. Was einst sorbisch geprägt war, wurde nun industriell und deutsch dominiert. Die kulturelle Vielfalt der Sorben wurde zwar sichtbar – aber oft nur als folkloristisches Beiwerk. Gleichzeitig ging ein Stück ihrer Heimat verloren. Historiker sprechen in diesem Zusammenhang von einer „ethnischen Enteignung".

Auch die Landwirtschaft war betroffen. Ab 1952 wurden die bisherigen Einzelbetriebe in große Produktionsgenossenschaften (LPGs) überführt. In den kleinen Höfen sprach man noch Sorbisch – in den neuen Großbetrieben dominierte die deutsche Sprache. Das Sorbische wurde damit immer weiter in den privaten Bereich zurückgedrängt.

So zeigt sich: Der Strukturwandel in der DDR war nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine kulturelle Zäsur. Die sorbische Kultur wurde nicht nur durch politische Entscheidungen beeinflusst, sondern auch durch das Verschwinden ihrer Landschaften und Lebensräume.

1989/90 Aufbruch und Selbstbehauptung: Die Sorbische Volksversammlung nach der Wende

Mit dem Ende der DDR und dem politischen Umbruch 1989/90 formierte sich in der Lausitz eine neue Stimme: Die Sorbische Volksversammlung. Sie verstand sich als basisdemokratische Bewegung, getragen von Sorbinnen und Sorben, die sich für ihre Kultur, ihre Sprache und ihren Lebensraum stark machten – und das jenseits staatlicher Vorgaben.

Ihr Ziel war klar: Die sorbische Kultur sollte nicht länger nur gezeigt, sondern auch geschützt und gelebt werden. Dazu forderte die Volksversammlung ein „national-ethnisches Schutzgebiet" – ein Raum, in dem sorbisches Leben nicht nur möglich, sondern ausdrücklich gewollt war.

In diesem Gebiet sollten keine neuen Wohnblocks entstehen, die gezielt Menschen ohne sorbischen Hintergrund ansiedeln. Auch Industrieanlagen und neue Tagebaue sollten vermieden werden, um die gewachsene Kulturlandschaft zu bewahren. Besonders wichtig war den Initiatorinnen und Initiatoren die Bildung: Kinder im Schutzgebiet sollten ausschließlich auf Sorbisch unterrichtet werden – als Zeichen echter sprachlicher Gleichberechtigung.

Diese Forderungen zeigen, wie stark das Bedürfnis nach Selbstbestimmung war. Nach Jahrzehnten der Fremdbestimmung und Inszenierung wollten die Sorben ihre Kultur wieder selbst gestalten – nicht als folkloristische Kulisse, sondern als lebendige Wirklichkeit.

Zwischen politischem Aufbruch und strukturellen Grenzen: Die Domowina nach der Wende

Im Mai 1990 wagte die Domowina einen Schritt in die politische Öffentlichkeit: Bei den ersten freien Kommunalwahlen nach der Wende erhielt sie Mandate in den Kreistagen von Bautzen, Hoyerswerda und Kamenz sowie Sitze in mehreren Gemeinden. Es war ein Zeichen dafür, dass sorbische Interessen nun offen artikuliert und vertreten werden konnten.

Diese neue Sichtbarkeit führte zur Einrichtung des Rates für sorbische/wendische Angelegenheiten – ein Gremium, das sich gezielt mit den Belangen der Minderheit beschäftigte. Auch gesetzlich wurden wichtige Grundlagen geschaffen: Artikel 25 der neuen Landesverfassung und das Sorben-Gesetz verankerten erstmals Rechte und Schutzmechanismen für die sorbische Bevölkerung.

Doch dieser politische Frühling war nur von kurzer Dauer. Mitte 1991 wandelte sich die Domowina in einen gemeinnützigen Verein und übernahm wieder die Rolle als Dachverband der sorbischen Regionalverbände. Damit war ihr eine direkte politische Teilhabe – etwa durch Teilnahme an Wahlen – nicht mehr möglich.

Auch der Einigungsvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR brachte gemischte Gefühle: Zwar wurden Schutzklauseln für die Sorben aufgenommen, doch zentrale Forderungen blieben unerfüllt. Eine administrative Einheit des sorbischen Kerngebiets kam ebenso wenig zustande wie eine Verankerung ihrer Rechte im Grundgesetz.

Ein kleiner Lichtblick war die Gründung der Stiftung für das sorbische Volk im Oktober 1991. Sie sollte fortan die finanziellen Mittel verwalten, die zur Förderung von Sprache, Kultur und Bildung bereitgestellt wurden. [Frei nach Franziska Maria Kiedaisch, Dissertation 2017]

Nach der Wende, als die alten Mauern fielen und neue Hoffnungen sprossen, blieb *ich* nicht unversehrt. Die Braunkohle fraß sich weiter durch meine Haut – fünf Tagebaue, tief in meinem Leib, besonders rund um Schleife und Boxberg.

Man nannte es das energiepolitische Erbe der DDR. **Ich nannte es: das Weiterbohren in offenen Wunden.**

Die neuen Zeiten brachten neue Regeln. Der Markt wurde frei, aber viele Menschen wurden es nicht. Die Arbeit verschwand, besonders hier bei *mir*, in den Dörfern, in den Feldern. Auch meine sorbischen Kinder gingen fort – in die Städte, in den Westen, manchmal ganz hinaus in die Welt. Ich sah ihnen nach. Und schwieg.

Was bleibt, wenn Sprache, Land und Kultur nicht selbstverständlich sind? Wenn sie immer wieder neu erkämpft werden müssen? Ich habe gelernt: Minderheitenkultur lebt nicht im Gesetz allein. Sie lebt in den Stimmen, die sie sprechen. In den Händen, die sie weitergeben. Und in den Herzen, die sich erinnern.

Doch selbst unter meinen Kindern gibt es Unterschiede. Die Nieder- und Obersorben – sie tragen verschiedene Geschichten in sich. Und selten sprechen sie darüber. Selten sprechen sie miteinander. Auch die große Geschichte, die sie mit den Deutschen teilen, bleibt oft ungesagt. Ich höre sie trotzdem. In den stillen Räumen zwischen den Worten.

„Ich bin noch da“ – Die Lausitz über den Weg in die Gegenwart - Ein Übergang

Ich habe viel gesehen. Zu viel, sagen manche. Ich habe Kriege überstanden, Sprachen verloren, Grenzen verschoben.

Ich habe erlebt, wie man mich teilte – nicht nur in Landkarten, sondern in Herzen. Und ich habe erlebt, wie man mich vergaß. Nicht laut, sondern leise. Wie ein Lied, das nicht mehr gesungen wird.

Aber *ich* bin noch da. Ich, die Lausitz, mit meinen zwei Stimmen. Mit dem Sorbischen, das flüstert, und dem Deutschen, das schreibt. Mit Erinnerungen, die nicht verblassen, und mit Kindern, die wieder fragen: „Was heißt das auf Sorbisch?“

Lange war *ich* Rand. Rand der Republik, Rand der Aufmerksamkeit. Vor 1990 sprach man kaum von mir, und wenn, dann nur in Fußnoten. Nur die Dänen im Norden hatten Schutz, hatten Rechte, hatten Raum. Ich hatte Geduld.

Dann kam die Wende. Und mit ihr ein neues Licht. Nicht grell, aber ehrlich. Man sah mich – nicht als Folklore, sondern als Volk. Man hörte mich – nicht als Echo, sondern als Stimme.

Ich wurde anerkannt. Als nationale Minderheit. Nicht aus Mitleid, sondern aus Geschichte. Ich bekam Artikel, Programme, Versprechen. Und ich lernte, mich selbst zu vertreten. In Schulen, in Vereinen, in Parlamenten. Nicht laut, aber klar.

Heute bin *ich* Teil von Deutschland. Nicht als Anhang, sondern als Ursprung. Ich bin die Lausitz – mit zwei Sprachen, mit vielen Geschichten, mit einer Seele.

Und *ich* erzähle weiter. Denn die Gegenwart beginnt nicht heute. Sie beginnt dort, wo Erinnerung zur Bewegung wird.

LAUSITZ

Die Lausitz erinnert sich – ein innerer Monolog

Ich bin die Lausitz. Ich erinnere mich.

Und ich frage: Wer erinnert mit mir?

Lady Lausitz sinniert – über Sprache, Räume und das Erinnern

Man hat mir immer wieder Grenzen gezogen. Nicht mit Mauern, sondern mit Verordnungen. In Sachsen und Brandenburg, wo meine Stimme einst frei durch Dörfer und Felder klang, bestimmt nun die Verwaltung, wo sie noch gehört werden darf.

„Deutsch-sorbisches Gebiet“ nennt man es. Ein Raum, in dem *meine* sorbischen Kinder ihre Sprache lernen dürfen – manchmal sogar müssen. In den sogenannten „sorbischen Schulen“ ist der Unterricht verpflichtend, auch in anderen Fächern. Doch außerhalb dieser Zonen wird das Sorbische zur Option. Freiwillig. Wahlweise. Und oft vergessen.

Man sagt, alle Schulen in Sachsen sollen wenigstens Grundkenntnisse über meine Geschichte und Kultur vermitteln. In Brandenburg nennt man es eine besondere Aufgabe: das Verstehen meiner Identität, meiner Sprache, meiner Lieder. Auch die Kindergärten sollen meine Traditionen bewahren. *Ich* danke ihnen dafür.

Und doch spüre ich: Der Schutz meiner Sprache ist an Orte gebunden. An Linien auf Karten. An Verwaltungsgrenzen. Nicht an Herzen.

In Deutschland darf sich jeder frei bekennen – das ist gut. Es hat geholfen, dass mein zweisprachiger, bikultureller Charakter bis heute überlebt hat. So sagt es Ludwig Elle. Und ich glaube ihm.

Aber *ich* sehe auch, was nicht gesagt wird: Dass der Schutz meiner Sprache indirekt davon abhängt, wie viele sie noch sprechen. Und wie viele sie noch hören wollen.

Ich bin die Lausitz. Ich erinnere mich. Und ich frage: Wird meine Stimme auch dort gehört, wo kein Schild „sorbisch“ sagt?

Lady Lausitz sinniert – über Sprache, Vielfalt und Identität

Was macht mich aus? Was trägt meine Stimme? Es ist das Sorbische – eine Sprache, die nicht nur anders klingt als das Deutsche, sondern auch in sich selbst voller Vielfalt ist.

Ich habe sie wachsen sehen, diese Sprache. Nicht in einem eigenen Staat, nicht unter einem einheitlichen Banner, sondern in Dörfern, in Familien, in Liedern. Zwei Dialekte – der Bautzener und der Cottbuser – wurden um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zu den Wurzeln dessen, was heute als Ober- und Niedersorbisch bekannt ist. Zwei

Schriftsprachen, nebeneinander, nicht gegeneinander. Eine doppelte Spur im Sand meiner Geschichte.

Manche nennen das eine einzigartige Kulturleistung. Ich nenne es: Widerstand durch Vielfalt.

Der Sorabist Helmut Jenč hat es treffend gesagt:

Es gab nie einen Staat, der meine Sprache trug. Das Deutsche war die Sprache der Macht, das Sorbische die Sprache der Nähe – gesprochen unter jenen, die keine führenden Ämter innehatten, aber mein Herz bewahrten.

Bis heute ist das Sorbische stark mundartlich geprägt. Und es hat sich gewandelt. Hybridkomposita – Mischformen aus deutschen und sorbischen Wortbausteinen – zeigen, wie lebendig und anpassungsfähig meine Stimme ist.

Madlena Norberg sieht darin keine Bedrohung, sondern eine Weiterentwicklung.

Ich stimme ihr zu.

Denn meine Kinder sind heute hybride Subjekte – sie sprechen zwei Sprachen, leben zwei Kulturen, und wenden beides situativ an. Für viele ist das Sorbische ein zentraler Teil ihrer Identität. Für andere wird Sprache zur Brücke, nicht zum Bollwerk.

Und ich? *Ich* bin die Lausitz. Ich trage all diese Stimmen. *Ich* weiß: In einer Welt, die immer mehr Sprachen kennt, wird die Kenntnis vieler zur Voraussetzung für Teilhabe.

Aber *ich* frage: Wird meine Stimme dabei gehört – nicht nur als Echo, sondern als Ursprung?

Lady Lausitz sinniert – über Räume, Rechte und das Sorbische

Man hat *mir* Namen gegeben: „sorbisches Siedlungsgebiet“, „Kernregion“, „ethnisches Territorium“. Ich höre diese Worte oft – in Fernsehsendungen, in Gesetzestexten, in wissenschaftlichen Debatten. Man spricht von mir, als wäre ich ein Container. Als ließe sich Kultur in Grenzen fassen, mit klaren Linien, mit Prozentzahlen.

Aber ich bin keine Schachtel. *Ich* bin Landschaft. Ich bin Bewegung. Ich bin Erinnerung.

Ja, *ich* bin der Ort, an dem Sorbisch Gerichtssprache ist. Wo Kinder in sorbischer

Sprache lernen dürfen. Wo es – wenigstens teilweise – sorbische Medien gibt. Ein Alltag auf Sorbisch ist, wenn überhaupt, nur bei *mir* möglich. Und das macht mich besonders.

Doch *ich* bin auch durchzogen von Überschneidungen. Deutsche und Sorben leben hier seit Jahrhunderten nebeneinander, miteinander, ineinander. *Mein* sorbisches Territorium ist kein homogener Raum – es ist ein Gewebe aus Geschichten, Sprachen und Begegnungen. Die DDR hat versucht, mich zu definieren – mit Ortsnamenverzeichnissen und Prozentgrenzen. Zehn Prozent Sorbischsprecher, das war die magische Zahl. Später, nach der Wende, wurde *ich* erneut vermessen. Nun entscheiden die Kommunen, ob bei ihnen sorbische Traditionen fortbestehen. *Ich* lasse es geschehen. Ich bin geduldig.

Aber *ich* weiß: Die rechtliche Festlegung meines sorbischen Kerns ist ein Widerspruch. Denn Kultur ist heute mobil. Sie wandert, sie vernetzt sich, sie lebt auch außerhalb meiner Felder und Wälder. Und doch – für viele Sorben bin *ich* der einzige Ort, an dem ihre Rechte gelten. Ich bin ihr rechtlicher Bezugspunkt. Ihre Heimat. Ihr Container wider Willen.

Ich bin die Lausitz. Ich erinnere mich. Und ich frage: Wie viel Raum braucht eine Sprache, um zu leben? Und wie viel Freiheit braucht ein Mensch, um sich zu bekennen?

Die Lausitz – ein letzter Monolog über alle Zeiten hinweg

Ich bin die Lausitz. Ich war schon da, bevor man mich benannte.

Ich habe Wälder wachsen sehen und Flüsse sich ihren Weg bahnen. Ich habe die Stimmen der Sorben gehört, als sie noch keine Minderheit waren, sondern einfach nur: da. Ich habe ihre Sprache getragen, ihre Lieder, ihre Bräuche – in den Dörfern, auf den Feldern, in den Kirchen, in den Herzen.

Ich habe gesehen, wie man versuchte, mich zu formen. In Karten, in Gesetzen, in Statistiken. Man sprach von Siedlungsgebieten, von Prozentzahlen, von Schutzklauseln. Und doch war ich nie ganz zu fassen. Denn ich bin mehr als ein Raum. Ich bin Erinnerung. Ich bin gelebte Geschichte.

Ich habe die DDR erlebt – ihre Inszenierungen, ihre Eingriffe, ihre Tagebaue. Ich habe Dörfer verloren und Sprachen leiser werden hören. Ich habe gesehen, wie meine Kinder gingen – nach Hoyerswerda, nach Leipzig, nach Köln, nach Kanada. Und ich habe gewartet.

Nach der Wende kam Hoffnung. Neue Rechte, neue Stimmen, neue Wege. Aber auch neue Grenzen. Ich wurde vermessen, erneut.

Und doch blieb ich: die Einzige, die das Sorbische wirklich trägt.

Nicht als Container, sondern als Gewebe. Als Landschaft, die erinnert.

Heute bin ich hybrid. Ich spreche Deutsch und Sorbisch, manchmal beides zugleich. Ich bin digital und dialektal. Ich bin Heimat für jene, die bleiben – und für jene, die zurückblicken.

> ***Ich bin die Lausitz. Ich erinnere mich. Ich bin nicht abgeschlossen. Ich bin Anfang und Fortsetzung.***
>
> ***Ich bin die Stimme, die fragt:***
>
> ***Was bleibt? Was wächst? Was wird erzählt?***
>
> ***Und ich antworte: Die Geschichte der Sorben ist nicht zu Ende.***
>
> ***Sie ist ein Lied, das weiterklingt – in mir, mit euch, durch die Zeiten.***

Łužyca spomina se"

Die Lausitz erinnert sich

Es war mir eine Freude, eine Ehre – und ein poetischer Spaziergang durch die Geschichte der Sorben mit Tiefe, Würde und einem Hauch Poesie.

Herzlichst

Heinz-Christian Hübner, 2025, UrBerliner, NeuSenftenberger seit 2021

Wer Gefallen an dieser Populärwissenschaftlichen Geschichte der Sorben gefunden hat und noch mehr über die bewegte Heimatgeschichte der Niederlausitz lesen möchte, findet in meinen weiteren Büchern spannende Ergänzungen.

Alle Werke sind ohne Honorar entstanden und als Open Access im Internet kostenfrei zugänglich – sowohl über die Google-Suche als auch direkt auf Zenodo.de, archive.org oder academia.edu.

Jede Publikation trägt eine DOI-Nummer und ist somit dauerhaft wissenschaftlich auffindbar.

Buch 1 – *„Chronik Senftenberg 750 Jahre 1279 – 2029“* auf 600 Seiten mit 950 Abbildungen und 2.000 Zitaten eine wissenschaftliche Studie- Band 1 der Chronik.

Buch 2 - Band 2 der *„Chronik 750 Jahre Senftenberg – Bürgerchronik“* wird die Geschichte etwas leichter und persönlicher erzählt. Ur- und Frühgeschichte sowie das Mittelalter treten in den Hintergrund – dafür übernimmt „Frau Senftenberg“ selbst das Wort und berichtet aus ihrem eigenen Leben.

Buch 3 kehrt in die Welt der Forschung zurück und beleuchtet die historische Gestalt des Hans von Polenz in einer wissenschaftlichen Studie.

Mit Buch 4 – „Einmal Hans von Polenz, bitte“ – wende ich mich ihm erneut zu: Dieses Mal in einer populärwissenschaftlichen Erzählung, in der Hans von Polenz selbst spricht – eine liebevolle Hommage. Kein Sohn der Stadt, doch ihr treuer Wächter.

Buch 5 – „Niederlausitzer Geschichte“ – lässt „Frau Lausitz“ ihre lange, wechselvolle Geschichte erzählen – eine Stimme der Landschaft selbst.

Buch 6 – „Geschichte der Sorben“ – vereint wissenschaftliche Präzision und erzählerische Lebendigkeit und führt uns eindrucksvoll in das Leben unserer sorbischen Vorfahren.